Memoiren

der

Lola Montez

(Gräfin v. Landsfeld).

Siebenter Band.

Berlin, 1851.

Druck und Verlag von Carl Schultze's Buchdruckerei.
Breite Straße 30.

Hundertvierunddreißigstes Kapitel.

In Barcelona.

Spanien. — Sitten und Charakter. — Staatsmänner und Soldaten. — Eine Lobrede auf die Unwissenheit.

Abermals bestieg ich in Marseille das Schiff, um mich den verrätherischen Wellen anzuvertrauen, jedoch ohne Gefährde erreichte ich Catalonien, die erste und bedeutendste spanische Provinz. Als ich dieses herrliche Land erreichte, welchem die Natur Alles zugestanden hat, um es zu einem der glücklichsten Europas zu machen, und welches dennoch so elend, so unglücklich ist, mußte ich unwillkührlich seufzen, — denn dieses schöne, unglückliche Land war ja mein Vaterland. — Ich mußte seufzen als ich an seine Geschichte gedachte, an seine ehemalige Größe und an seinen jetzigen Verfall.

Von der zweiten Hälfte des funfzehnten bis zum Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts war Spanien fünf Menschenalter hindurch unbedingt die wichtigste, die erste Nation Europas. In dieser Zeit bereicherte es die Erde mit einer neuen Welt, erzeugte Helden, welche sich den Ruhm der größten Feldherren erwarben, diktirte den Höfen der Könige und Fürsten die Gesetze der Mode und Etikette, beherrschte die Niederlande

durch Heirathsbande, Italien und Portugal durch Eroberung, Deutschland durch die freie Wahl der Nation, Frankreich durch dessen Schwäche und innere Zwistigkeiten, und wurde England einen Augenblick gefährlich und drohte seine Seemacht zu vernichten. Spanien warf Frankreichs Könige in seine Gefängnisse, seine Krieger zogen in Paris ein, seine Sprache und sein Genie übten nicht unbedeutenden Einfluß auf die europäische Literatur aus. Da aber kam die Stunde des Falles, von dem sich das Land nie wieder erholen sollte.

Unter der Herrschaft der Bourbonen begrub sich Spanien bis zum Anfange der französischen Revolution in seine Halbinsel. Der spanische Gesandte versuchte es, den König von Frankreich zu retten, aber Gott hatte den Märtyrertod über ihn verhängt. Man vermag die Pläne der Vorsehung nicht umzuändern, wenn die Stunde der Umwandlung für die Völker geschlagen hat. Karl IV. wurde 1778 auf den spanischen Thron berufen, an seiner Seite stand der Emporkömmling Godoy, welcher in Paris 40 Jahre lang Melonen pflanzte, nachdem er ein Königreich auf die Straße geworfen hat. Napoleon bemächtigte sich der Halbinsel und spielte mit Godoy eine Komödie, welche an das italienische Mittelalter erinnert und von dem Geiste Machiavells eingegeben zu sein schien. Dieser schändlichen Komödie folgen die Metzeleien vom 2. Mai in Madrid, die ganze Nation erhebt sich; heldenkühn widerstrebt sie dem großen Imperator, vor dessen Schlachtenblick die ganze Welt erbebte, die größten Heere auseinander stoben, und Spanien zeigt zuerst, daß auch ein Napoleon nicht unüberwindlich sei, wenn sich eine Nation in wahrhafter Begeisterung für ihre Unabhängigheit gegen ihn erhebt.

So oft man über Spanien spricht, verfällt man in einen großen Irrthum, weil man gewöhnlich von der Idee ausgeht,

den rechten Maßstab gefunden zu haben, indem man seine Bewohner nach den Begriffen, die man von anderen kultivirten Nationen hat, beurtheilt. Selbst Napoleon theilte diese so allgemeine Täuschung, er glaubte die Iberier besiegen zu können, wie die Germanen, durch Gewalt und Verführung, aber er verrechnete sich. Die Spanier sind christliche Araber, sie haben etwas Wildes und Ueberraschendes, das Mischlingsblut des Kantabrers, des Karthagers, Römers, Vandalen und Mauren, das in ihren Adern fließt, pulsirt nicht wie anderes Blut. Sie sind thatkräftig, träg und gravitätisch, und dies Alles zugleich. Aber jede träge Nation ist gravitätisch, denn diejenigen, welche nicht arbeiten, betrachten sich als Oberherren derer, welche arbeiten, sagt der Verfasser des **Esprit des lois.**

Die Spanier, die eine sehr hohe Meinung von sich selbst haben, bilden sich über Recht und Unrecht nicht dieselben Begriffe, wie andere Völker. Ein Hirt jenseits der Pyrenäen, an der Spitze seiner Heerde, genießt der unbeschränktesten persönlichen Freiheit. Und diese Ungebundenheit ist es, welche in diesem Lande der Freiheit schadet. Was nützen die politischen Rechte einem Menschen, der sich um sie nicht kümmert, der zur Richtschnur seines Lebens das Sprüchwort macht: „**Aneja de casta, pasto de gracia, hijo de casa**“*), einem Menschen, der, wie der Beduine, mit seiner Stutzbüchse bewaffnet und von seinen Schaafheerden begleitet, zu seiner Existenz nur einer Eichel, einer Feige oder Olive bedarf? Der Majo an den Ufern des Guadalquivir unterscheidet niemals die Sache von der Person und bringt jede Meinungssonderung auf die Alternative zurück: „Tödte oder stirb“.

Dieser Typus ist dem Iberischen Charakter so tief eingeprägt,

*) Ein Schaf, eine Mahlzeit umsonst, ein Kind des Hauses.

daß der modernisirte Theil der Bevölkerung, ungeachtet er die neueren Ideen aufgenommen hat, mit der Hinneigung zu diesen, dennoch seinem eigenthümlichen Charakter treu bleibt. Wer hätte es z. B. jemals geglaubt, daß die Spanier Priester ermorden könnten? Und dennoch haben dieses ohne Gewissensscrupeln und mit Verleugnung aller Pietät die Liberalen gethan. Und wie bedeutend ist nicht das Ansehen der Geistlichkeit von jeher in Spanien gewesen? In dieser Beziehung kommt kein Volk dem spanischen gleich. Und dennoch wagte man die Geistlichkeit zu tödten? Aber in Spanien ist einmal, man liebe oder hasse, tödten das Natürlichste, durch den Tod schmeichelt man sich, Alles zu erreichen. Die Abenteurer, welche mit dem Schwerte in der Hand bis an den Gurt im Wasser standen, um den Ocean zu erobern, schienen Amerika seinen ursprünglichen Einöden wieder überliefern zu wollen; der Spanier begehrte die Herrschaft der Welt, aber eine entvölkerte.

Zu diesem unbändigen Despotismus des Charakters gesellt sich durch einen merkwürdigen Contrast der Natur eine Beimischung von Apathischem und Komischem, von Trägheit und Aufschneiderei. Wenn z. B. in den Bürgerkriegen die eine Partei einen Erfolg erkämpft hat, glaubt Ihr, daß sie ihn verfolgen wird? Keineswegs, sie hält inne, berechnet ihren errungenen Vortheil und beginnt, ihn vor den Augen der Welt prahlerisch zu übertreiben, ihre Siege zu besingen, Guitarre zu spielen und sich an der Sonne zu wärmen. Der Geschlagene zieht sich indessen bedächtig zurück und benimmt sich wie Einer, der gesiegt hat. So verläuft eine Kette von Begebenheiten ohne Resultat. Wenn die Angreifenden eine Stadt nicht heute nehmen, so werden sie dieselbe morgen, übermorgen, nach zehn Jahren — oder auch sie werden sie gar nicht

einnehmen. Was liegt daran? Die Hidalgos sagen, daß sie 600 Jahre gebraucht haben, um die Mauren zu vertreiben.

Die Spanier wundern sich selbst über ihre grenzenlose Geduld. Diese Geduld, sich von Generation auf Generation übertragend, ist zuletzt ein Familienschild geworden, der nicht mehr schützt und als alterthümlicher Schmuck der erblichen Uebel des Landes paradirt. Das abgelebte Spanien glaubt sich noch immer unverwundbar, wie der alte Einsiedler des Klosters St. Martin zwischen Sagunt und Carthagena. Nach dem Berichte eines alten Schriftstellers nämlich, fanden die Soldaten des Königs Löwegild das Kloster verlassen, den Abt ausgenommen, der zwar vom Alter gebeugt, aber nichts desto weniger sehr frisch an Tugend und Gesundheit war. Ein Soldat wollte ihm den Kopf abschneiden, fiel aber rücklings zu Boden und gab seinen Geist auf.

Die Staatsmänner dieser Nation theilen die Fehler der Soldaten. In den dringendsten Umständen beschäftigen sie sich mit nichtssagenden Maßregeln, halten schülerhafte Reden, hauen mit dem Munde Alles in Stücke, nur daß die Thaten, welche man darauf erwartet, ausbleiben. Wie geht das zu? Sind sie beschränkt oder feige? — Keins von beidem: sie sind Spanier. Sie legen einen anderen Maßstab den Ereignissen an, sie überlassen es der Zeit, die Verhältnisse zu entwirren, deren Ausgang ihnen keine Unruhe macht. Der Vater läßt ohne Furcht oder Bedauern sein Leben auf seinen Sohn übergehen, und der Sohn lebt seinerseits wie der Vater gelebt hat. So wird sich in einigen Jahrhunderten zur Zufriedenheit der Lebenden das Ereigniß lösen, das die Längstverstorbenen ihnen als Vermächtniß hinterlassen haben, und das bei einem anderen Volke in acht Tagen entschieden wäre.

Hinter allen Ereignissen, selbst den bedeutsamsten, steckt

die Gleichgültigkeit der Menge, nur von weitem machen sie viel Geräusch. Wenn eine Revolution ausbricht oder eine feindliche Partei naht, verschließt man seine Thore und läßt sie wie einen Schwarm Heuschrecken vorüberziehen. Man ist für Niemand. Don Carlos konnte keine Stadt einnehmen, Marie Christine nicht die Landbewohner zur Erhebung bringen. Uebrigens haben die Spanier zu allen Zeiten die Waffen für Gegenkönige, welche um die Krone buhlten, ergriffen. Ist der Krieg aus, so kehrt Jeder, ohne daß sich etwas geändert hat, zum Gehorsam oder vielmehr zu seinem gewöhnlichen Leben zurück, was in Spanien das Einzige ist, was niemals seine Verfassung ändert, schon deshalb weniger als in anderen Ländern, weil die Dörfer sehr vereinzelt liegen, und der Handel nur sporadisch von Karavanen über kahle Ebenen und unbewohnte Berge getrieben wird.

Welche Zukunft Spanien noch bevorsteht, wer könnte davon etwas ahnen? — Aber so trostlos die gegenwärtige Lage meines Vaterlandes auch ist, das ist gewiß, daß auch für dieses die Zeit nicht mehr fern sein wird, wo die Erkenntniß die Nation durchdrungen hat, daß der Staat, welcher gedeihen will, nur auf zwei Elementen beruhen kann: auf Arbeit und Ruhe.

Nie habe ich eine so interessante Reise gemacht wie die von Toulouse nach Barcelona. Zu meiner Reisegesellschaft gehörten ein Engländer und ein Franzose, beide Herren waren nicht mehr jung, aber sehr geistreich und hatten die sonderbarsten Einfälle und Ideen. Im Anfange unserer Bekanntschaft sprachen diese Herren, so ziemlich wie alle Männer in Gegenwart von Damen sprechen, — galante Phrasen, welche darauf berechnet waren, mich eitel und dankbar gegen die Lobesspenden zu machen, und wenn ein weibliches Herz sich zur Dankbarkeit

verpflichtet fühlt, dann ist es bald verliebt. So rechneten diese Herren, sie gewahrten aber bald ihren Irrthum, und es zeugte mir von ihrem Geist, daß sie es so bald inne wurden, welchen Ton sie anstimmen mußten, um mir zu gefallen. So lenkte sich denn das Gespräch auf die verschiedensten und ernsthaftesten Gegenstände, und wir wurden durch diesen Austausch unserer Ideen bessere Freunde, als wir wohl sonst je geworden wären.

Als ich einige Worte von der Unwissenheit meiner Landsleute fallen ließ und Spanien deshalb beklagte, versetzte der Franzose ganz ernst: Seien Sie froh, daß Ihre Landsleute nicht bessere Schulen haben und nicht so viel lernen, als wir Franzosen. Glauben Sie mir, das Lernen und Wissen des Volkes, des Menschen überhaupt führt zu Nichts. Wenn wir überhaupt noch eine Hoffnung haben, daß unsere altersschwache Gesellschaft sich verjüngen könnte, so würde dieses nur auf dem einen Wege der Verdummung geschehen können. Der Mensch stirbt, wenn er am klügsten und am schwächsten ist, der Zustand der Dinge ändert sich bei allen Völkern, wenn sie auf der höchsten Stufe der Bildung und in Folge dieser der Schwäche stehen, — sie gehen unter, sind untauglich für die Regeneration.

Ich will zugeben, wandte ich ein, daß ein dummes Volk glücklicher lebt, als ein aufgeklärtes, gleichwohl aber ist es doch die Pflicht einer jeden Regierung, für die zunehmende Bildung des Volkes durch genügende Bildungsanstalten zu sorgen.

Ich halte dies nicht für die Pflicht der Regierung, versetzte der Franzose, denn ich sehe nicht ein, warum die irdische Regierung gegen den Willen der göttlichen handeln sollte?

Sie glauben also, daß es Gottes Wille und Absicht ist, daß die Menschen in Unwissenheit erhalten werden?

Ganz gewiß. Ich öffne die Bibel und finde, daß unser Urvater aus dem irdischen Paradiese vertrieben wurde, weil er sich durch seinen Gaumen zu dem schwarzen Verbrechen verleiten ließ, Früchte vom Baume der Erkenntniß des Guten und Bösen zu essen. Das Wissen wurde demnach ursprünglich von Gott selbst verworfen und bestraft. Ohne diese Begier, Alles zu wissen, welche Adam und Eva auf uns treulichst vererbt haben, würde die Menschheit in ewiger Glückseligkeit gelebt haben, unter der einzigen Bedingung, mit einigen Annehmlichkeiten und mit einer weit größern Anzahl von Leiden unbekannt zu bleiben. Die Natur wollte es anders: indem sie uns Augen zum Sehen, Ohren zum Hören, Gehirn znm Denken, einen Mund zum Sprechen verlieh, gab sie uns alle Mittel, Belehrung zu empfangen und mitzutheilen. Doch ist es erwiesen, daß unser Glück in gleichem Maße mit unserer Bildung gestiegen ist? Ich halte mich an die alte Ueberlieferung, welche ein goldenes Zeitalter an die Wiege des Menschengeschlechts setzt. Und warum war der Mensch damals glücklicher? Weil er die herrlichen Güter der Natur genoß, ohne ihre Ursachen erforschen zu wollen. Später haben sich die Wissenschaften eingefunden und mit ihnen die Kriege der Gelehrten, und wie oft achtet man heute als Wahrheit, was morgen als Irrthum verworfen wird? Welche widersprechenden Ansichten, ehe man das Feststehen der Sonne und die Bewegung der Erde erkannt hat! Ist man in der Saatswissenschaft über die beste Regierungsform einig geworden? Ein Volk zieht die monarchische vor, welche einen Herrscher, ein anderes die demokratische, welche Tausende bestimmt. Bleibt in der Metaphysik die menschliche Seele nicht ein ewig ungelöstes, ewig unlösbares Räthsel? Sind selbst die Grundsätze der Moral bei allen Völkern begriffen? In Indien verbrennen sich die Weiber auf dem Scheiterhaufen

ihrer Männer, um sich der Möglichkeit zu berauben, ihnen untreu zu werden. In Europa lassen die Frauen ihre Gatten ruhig vorangehen und suchen sich sobald als möglich einen Trost unter den Lebendigen. Während der Gebildete die Achtung vor seinen Aeltern als eine heilige Pflicht ansieht, halten die Wilden es für einen Verdienst, ihre Väter durch Keulenschläge zu tödten, unter dem Vorwande, ihnen die Bürde des Alters abzunehmen. Ueberall Zweifel, Verwirrung, Widersprüche der Ansichten.

Diese Auffassung des zweifelhaften Werthes unserer Bildung hatte vielen Reiz für mich und ich ahnte damals noch nicht, daß ich einige Monate später über fast dasselbe Thema mit einem Könige sprechen würde, ich ließ daher den guten Franzosen, welcher einmal im Flusse war, ohne ihn durch Unterbrechungen zu stören, fortreden. Es hatte sich eine ganze Gesellschaft um uns versammelt, um diese Philippica gegen das Wissen mit anzuhören. —

Selbst die Wissenschaften, so fuhr nun der Franzose fort, selbst die Wissenschaften im engeren Sinne sind dem Irrthume unterworfen und führen mannigfache Nachtheile mit sich. Ich kenne kein erhabeneres Studium, als das der Astronomie; doch bei steter Betrachtung des Firmamentes stumpft man sich die Sehorgane ab, wenn man sich nicht durch das ewige Anstaunen der Pracht des gestirnten Himmels den Verstand verwirrt, oder gar, bei materialistischer Auffassung, zum Atheisten wird. Während man betrachtet, was am Himmel sich ereignet, vergißt man, und oft sehr zu seinem Nachtheil, was auf der Erde vorgeht. Dies beweist der Astrolog der Fabel, welcher den Mond betrachtet und während dessen in einen Graben stürzt.

Hat die Leidenschaft für naturwissenschaftliche Forschungen und Reisen nicht Opfer wie Plinius, La Peyrouse und so viele Andere dahingerafft? Hat Christoph Columbus den Ruhm, eine Welt entdeckt zu haben, die nicht einmal seinen Namen trägt, nicht in Fesseln gebüßt?

Ist die Medizin die heilbringendste oder verderblichste aller Wissenschaften? Noch ist die Frage nicht gelöst, so viel mancher Hippokrates unserer Tage dagegen einwenden wird. Noch steht es nicht fest, ob sie nicht bloß dazu da ist, das menschliche Leben noch zu verkürzen, welches ohne sie so kurz ist; ob nicht das menschliche Leben in der Urzeit nur darum so lang war, weil die Natur sich selbst half, ohne die abenteuerlichen Eingriffe der Kunst. Vielleicht wurde Methusalem nur neunhundert Jahre alt, weil es damals noch keine medizinischen Facultäten gab!

Die Erfindung des Pulvers erhöht den Reiz unserer öffentlichen Feste, indem es dieselben durch prachtvolle Feuerwerke krönt; doch diesem feierlichen Vergnügen stehen die Schlachtfelder gegenüber, auf denen die Völker durch dieselbe Erfindung nur schneller und sicherer sich gegenseitig morden lernen.

Vor Erfindung der Buchdruckerkunst hat der menschliche Geist die Iliade, die Aeneide und so viele andere Gedichte hervorgebracht, welche einen nicht üblen Erfolg gehabt haben, ohne durch Zeitungsinsertionen, die Zeile zu dreißig Sous, und durch Anschläge an den Straßenecken angepriesen zu werden. Die Presse mag allerdings zur Ausbreitung der Wahrheit und des Geistes genützt haben, doch sie hat eben so sehr den Unverstand und die Lüge gefördert, welche früher mit dem Worte verhallten, jetzt aber in den Büchern verewigt werden. —

Die Industrie rühmt sich ihrer hohen Fortschritte. Doch

ehe man den Dampf auf unseren Flüssen und unseren Eisenbahnen in Anwendung gebracht hatte, hätte die Regierung zahlreiche Gesellschaften zur Versicherung gegen die Explosion gründen oder wenigstens das Geheimniß erfinden sollen, auseinandergerissene Arme und Beine, welche sie eine so liebliche Reise durch die Luft machen läßt, ohne Schmerz wieder zusammen zu fügen.

Ueberhaupt ist ein sehr wesentlicher Fehler unseres Jahrhunderts der Hochmuth, welcher meint, die Menschheit sei seit sechs Jahrtausenden im Dunkeln gewandelt, und uns allein sei die Ehre aufbehalten, alle Künste, alle Wissenschaften, alle Wahrheiten zu entdecken. Die gegenwärtige Erziehung vergrößert diesen Fehler: sie behandelt die Kinder wie Erwachsene. Lateinisch, Griechisch, Deutsch, Englisch, Geschichte, Philosophie, Grammatik, Mathematik, Chemie folgen auf einander, ohne alle Ordnung und Methode; so gleiten sie über die Oberfläche ihres Gedächtnisses hin, anstatt in ihren Geist einzudringen. Auf diese Weise erhalten wir die vielen, ich sage nicht halben Gelehrten, dies wäre doch Etwas, die Viertheile, Zehntheile, die Bruchtheile von Gelehrten, welche sich mit dem leisesten Anfluge der oberflächlichsten Bildung begnügen. Früher lernte die Jugend weniger auf einmal, doch sie lernte mehr.

Die Erziehungsanstalten für Mädchen sind von diesem Vorwurfe nicht weniger frei, als unsere Gymnasien. Die jungen Damen kommen mit so vielfachen Talenten in den Sprachen, der Musik, der Malerei und der Tanzkunst aus denselben zurück, daß ihre Liebhaber sich fast scheuen, sie zu heirathen, aus Furcht, daß sie in vielen Dingen bereits zu viel wissen.

So scheint die Wissenschaftlichkeit unserer Tage für beide Geschlechter gleich gefährlich zu sein, ungeachtet aber der zwei=

fellosen Nachtheile der Bildung bin ich dennoch weit entfernt, die Unwissenheit als Gegengift gegen dieselbe zu empfehlen, ich will nur einige Lichtseiten derselben aufdecken.

Zuerst behaupte ich, daß es eine Naturnothwendigkeit sei, jede menschliche Bestrebung in gewisse Grenzen einzuschließen. Mag auch Virgil in melodischen Versen ausrufen: Glücklich der Weise, der die Gesetze der Natur kennt! Das Evangelium, das die im Geiste Einfältigen glücklich preist und ihnen das Himmelreich verspricht, scheint eine mehr trostreiche und allgemein-anwendbare Lehre aufzustellen, denn aller Vervollkommnung ungeachtet sind die im Geiste Einfältigen hienieden noch so bei Weitem die Mehrzahl, daß die Schaaren der Auserwählten dort oben sehr groß sein müssen. Und leben sie nicht auf Erden selbst wirklich schon glücklicher, als die Wissenden, die Heiterkeit, Ruhe und die Gesundheit verlieren, um am Ende mit Sokrates einzugestehen: Wir wissen nichts? —

Es fehlte mir nicht an tausend anderen Gründen, die Unwissenheit zu Ehren zu bringen und dem nie rastenden Streben nach Wissen den Stab zu brechen und seine Nutzlosigkeit, ja Schädlichkeit nachzuweisen. Uns zu lieben, uns zu bemitleiden, uns gegenseitig zu unterstützen, das ist die Weisheit, in deren Besitz wir uns so schnell als möglich setzen müssen, uns gegenseitig zu hassen, zu schmähen, zu beleidigen und vor Allem zu langweilen, das sind die Mängel, mit denen es ehrenvoll ist, nicht bekannt zu sein, das ist die wahre Unwissenheit, welche die Menschheit beglücken würde und welche herrschen wird, sobald die Menschheit aufhören wird, eine Welt von Gelehrten und Ueberklugen sein zu wollen.

Ein ungeheurer Applaus folgte dieser Deduction des geistreichen Franzosen. Ein lebhaftes Gespräch, oder vielmehr

ein Streit für und wider erhob sich unter unserer Reisegesellschaft; was mich betrifft, ich konnte nicht umhin, dem Franzosen zu sagen:

Sie haben Recht: — unser Geschlecht glaubt zu klug zu sein, zu viel zu wissen, und es weiß wirklich und lernt zu viel, — um auf diese Weise fort bestehen zu können. Ich glaube, wir würden einen großen Schritt vorwärts zum Glück machen, wenn wir uns mit Ernst daran machten, — Nichts mehr zu lernen und Vieles zu vergessen.

Hundertfünfunddreißigstes Kapitel.

Barcelona.

Die ermordeten Mönche. — Eine Stierhetze. — Der Hingerichtete. — Meine Entführung durch einen Banditen.

Barcelona ist die Hauptstadt Cataloniens, eine wahrhaft große Stadt voll Betriebsamkeit, wie es deren nicht viele in Spanien giebt. Deshalb ist auch der politische Einfluß dieser Stadt sehr bedeutungsvoll, und die Regierung pflegt bei Allem, was sie thut, besonders auf die Stimmung in dieser Stadt Rücksicht zu nehmen. Barcelona hat über 160,000 Einwohner; mehr als 60,000 Arbeiter sind in den Werkstätten thätig und spinnen die aus Amerika, den Balearischen Inseln oder aus Cuba eingeführte Baumwolle, oder wandeln die Seidenfäden aus Valencia und Murcia in Stoffe um.

Die Stadt an sich gewährt einen recht guten Anblick und würde noch weit schöner aussehen, wenn sich in den letzten Bürgerkriegen die Carlisten und Christinos nicht um die Wette beeifert hätten, die berühmtesten Gebäude niederzubrennen und mit einem wahren Vandalismus zu zerstören, was sich ihnen entgegenstellte. Namentlich sind die Klöster von Barcelona

dieser Wuth erlegen, was in Rücksicht auf die literarischen Schätze, welche sie bergen, gewiß sehr zu bedauern ist. Die Stadt hat einige freie Plätze, das Volk von Barcelona aber Nichts dabei gewonnen. —

Da ich mich einige Zeit in Barcelona aufzuhalten gedachte, miethete ich mir eine feste Wohnung auf der Rombla, meine beiden Reisegefährten, der Franzose und der Engländer, nahmen in demselben Hause ihr Logis. Ich wohnte nun in der nächsten Nähe des Opernhauses, auf welchem ich aufzutreten die beste Gelegenheit hatte. Der Director des Theaters machte mir schon an dem Tage meiner Ankunft die Aufwartung und lud mich auf die höflichste Weise zu ein paar Vorstellungen ein.

Bald nach meiner Ankunft fand in Barcelona eines der merkwürdigen Volksfeste statt, welches ganz allein den Charakter der Spanier und ihren Bildungsgrad bekundet. Es sollte nämlich eine Stierhetze aufgeführt werden. Die Stierhetzen sind für den Spanier das, was die Gladiatorenkämpfe für den Römer waren und ich glaube, es ist bei Weitem leichter, dem Spanier die freisinnigste Constitution, als diese Stierhetzen zu nehmen. Barcelona trug damals noch sehr sichtbare Spuren der Gefährlichkeit der Stierhetzen, selbst wenn sie dem Volke nicht genommen werden, d. h. wenn sie stattfinden und gegen seine Erwartung ausfallen. Es waren damals zehn Jahre verstrichen, seitdem sich die unglückselige Geschichte ereignet hatte. Die Stiere waren nämlich nicht wild genug geworden, und das Volk sucht bei diesen schrecklichen Belustigungen den Reiz in der größtmöglichen Aufstachelung der Stiere. Getäuscht in seiner Erwartung, nahm es plötzlich die Stelle des Stieres ein, es stürzte wuthschnaubend über das Amphitheater her, aber hiermit nicht zufrieden, und nach an=

deren Opfern dürstend, bedurfte es nur eines Fingerzeiges, um den Zorn des Volkes jedwedem Dinge zuzulenken. Es gab nur zu viele Leute in Barcelona, welchen die Klöster mit ihren reichen Einkünften ein Dorn im Auge waren, diese sprachen den verhängnißvollen Ruf aus: Nach den Klöstern! und nun begannen die abscheulichsten Mordscenen, welche die Geschichte der Revolutionen je gesehen hat. Mehr als ein halbes Dutzend Klöster wurden zerstört und sämmtliche Mönche, die sich nicht rasch genug retten konnten, niedergemetzelt. Nur mit der größten Mühe wurden die Nonnenklöster der Volkswuth entzogen, aber sie wurden fast sämmtlich aufgehoben.

Ich begreife nicht, wie diese Kämpfe den Spanierinnen so vielen Reiz gewähren können, denn das Amphitheater war mit Damen angefüllt. Diese Stierkämpfe enden in der Regel sehr tragisch, entweder der Stier oder der Matador stirbt. Einer muß auf dem Platze bleiben, — denn die Spanier werden, wie gesagt, über Nichts wüthiger, als wenn die Stiergefechte gegen ihr Erwarten ausfallen.

Ich fand vier Torreadores*) in der Arena und zwei Picadores mit ihren langen Piken zu Pferde. Diese suchten die Stiere zur höchsten Wuth zu reizen, und das ist die Hauptsache bei dem ganzen Spaß. Die Stiere sind ungereizt sehr gutmüthige, wenigstens, wie es mir vorkam, sehr phlegmatische Thiere, die man nicht leicht aus ihrer Ruhe bringt. Wirklich wurden auch vier bis fünf dieser Thiere wieder abgeführt, welche trotz aller Reizungen zahm blieben. Das Volk wurde schon gewaltig unruhig, obwohl die Torreadores Alles aufboten, ihre gehörnten Gegner aus ihrer stoischen Gelassenheit zu bringen. Man warf ihnen mit Pulver gefüllte Wurf-

*) Fußkämpen.

spieße in das Fell des Rückens, die sich dann entluden, aber Alles war umsonst. Das Volk machte wenig Umstände und fing an, was es zur Hand hatte, Stühle und andere Dinge, in die Arena zu werfen. Da trat der Matador, der Anführer der Torreadores an die Loge des Bürgermeisters von Barcelona und bat sich die Erlaubniß aus, den Stier zu tödten. Hierauf ließ sich ein allgemeines beifälliges Gemurmel hören, der Sturm legte sich und der Matador zog sein Schwert, um dem Stier den Kopf zu spalten. Aber der arme Teufel konnte selbst sein letztes Pater noster beten, oder vielmehr er konnte es nicht, der Stier ließ ihm nicht Zeit dazu. Das Thier schien das blanke Schwert mehr als die Speere zu fürchten und zu verstehen, daß es sich diesmal um Leben und Tod handele. Es rannte gegen den Kämpen an, welcher nicht Zeit zu dem rettenden Sprung über die Barriere hatte, und durchbohrte ihm die Seite. Der Matador wurde auf den Tod verwundet hinweggetragen und starb auch bald darauf. Mit diesem tragischen Vorfalle war aber das Stiergefecht noch keinesweges zu Ende, es wurden noch andere Stiere herbeigeführt und der Kampf begann von Neuem. Das Volk jedoch schien an diesem Abend durchaus nicht befriedigt zu sein, der Tumult brach wieder los, namentlich begann es gegen das Ende des Kampfes sehr wild zu werden, und ich selbst wäre fast sehr übel dabei weggekommen, denn mein Nachbar hinter mir wollte mir durchaus meinen Stuhl nehmen, um ihn ebenfalls als Zeichen seiner Unzufriedenheit in die Arena zu schleudern. Meine Begleiter hatten ihre Stühle schon geopfert, aber ich selbst bezeigte keine Lust, dem Ende dieser Geschichte stehend zuzusehen, und behauptete meinen Stuhl. Darüber wurde der Spanier böse, war aber dennoch galant genug, den Streit mit einem Compliment zu enden, als ich ihm sagte, daß er die Lehne

meines Stuhles nehmen könne. Er brach dann wirklich ein Stück meines Stuhles ab und schleuderte es in die Arena. Nachdem das Volk genug Tumult angerichtet hatte, verließ es das Amphitheater, dessen Besitzer den größten Schaden davon hatte.

Es schien, als sollte ich in Barcelona alle möglichen gräßlichen Schauspiele sehen. So wohnte ich auch einer Hinrichtung mit bei. Der Held derselben war nur ein Räuber, welches so ziemlich der zehnte Mann in Spanien ist. Er war bereits schon fünfmal erwischt und immer wieder losgelassen worden, und man hätte ihn jedenfalls auch zum sechsten Male wieder entwischen lassen, wenn die Bevölkerung nicht energisch dagegen protestirt hätte. Mit dem Entwischen der Spitzbuben und Räuber wird nämlich in Spanien ein sehr einträglicher Handel getrieben, und zwar von keinem Andern, als den Richtern oder den Alkalden selbst. Diesem nämlich kommt ein Drittheil von allen den Schätzen zu, welche bei einem gefangenen Räuber vorgefunden werden. Es liegt also mehr in seinem Interesse, die eingefangenen Banditen gegen die Gesellschaft wieder loszulassen, als sie zu hängen oder zu erschießen. Auf diese Weise hat der Alkalde die Aussicht, abermals ein Theil von dem Raube zu erlangen, welchen der freigelassene Räuber wieder gewinnt. Denn dieser ist entweder unvorsichtig oder dankbar genug, sich einmal wieder einfangen zu lassen — um wieder zu entspringen. Dieses Spiel wird sehr oft bis ins Unendliche wiederholt. Nun kann man sich ein Bild von dem Rechtszustande in Spanien machen, und man wird es sehr natürlich finden, daß viele Leute, wenn sie nur eine Abendgesellschaft besuchen, nicht anders als mit Pistolen bewaffnet das Haus verlassen. Der Spanier selbst geht fast nie anders als bewaffnet aus, selbst der Bauer nicht. Gewöhnlich besteht

diese Waffe in einem Messer, einem sogenannten Brodmesser, das zu tragen jedem Spanier erlaubt ist. Ein Mord mit einem solchen Messer wird von dem Gesetze nicht sehr strenge bestraft, weil er im Zorne, ohne Absicht, geschehen sein kann. Mordet aber ein Spanier Jemanden mit einer anderen Waffe, die dem Spanier nicht zu tragen erlaubt ist und also auch gewöhnlich von ihm nicht getragen wird, so setzt dieses eine Absicht, einen überlegten Mord voraus, und der Mörder wird eben als Mörder bestraft, d. h. wenn die Gerechtigkeit nicht das Auge zudrückt. Aber diese drückt in Spanien beständig die Augen zu, und wenn die Römer in anderer Absicht die Göttin Justitia mit verbundenen Augen darstellten, so haben die Spanier gewiß nicht Unrecht, auch ihre Göttin der Gerechtigkeit so darzustellen, denn sie ist in der That völlig blind oder blinzelt höchstens so ein bischen von der Seite um zuzusehen, wie schwer die Hand des Maleficanten wiegt. Die Räuber und die Schurken sind aber oft sehr reiche Leute, die dieses Anblinzeln nicht zu scheuen haben.

Es geschehen in keinem Lande traurigere Verbrechen, als in Spanien, und doch kann man mit Fug und Recht behaupten, es giebt kein edleres Volk als das Spanische. Der Spanier ist stolz, und selbst der gewöhnlichste Mann bewahrt dem Höchsten gegenüber sein Selbstgefühl und läßt sich nie herab, vor ihm zu kriechen. Spanien fehlt nur eine gute Regierung und Ruhe; unter diesen beiden Umständen würde sich das von der Natur so herrlich gesegnete Land sehr bald erheben.

Eine feste, energische und vor Allem gesicherte Regierung müßte zuerst den Richterstand purificiren, und dann würden auch die Räubereien und die Räuber ein Ende nehmen, und es würden keine Gerichtsscenen Statt finden, wie mir deren verschiedene mitgetheilt worden sind.

So wurde kurz vor meiner Ankunft in Barcelona ein Mörder ergriffen, welcher den Mord nicht mit dem gewöhnlichen Messer, welches die Spanier tragen, sondern mit einem andern begangen hatte. Dies ist also der erste Punkt, um welchen sich die Unterhandlung dreht. Der Mörder wird vor den Richter geführt, und dieser beginnt das Verhör und läßt es zu Protokoll nehmen. Der Mörder ist ein ziemlich wohlhabender Mann, und der Richter spricht das fürchterliche Wort **un cultiello** *) aus und will fortfahren.

Per cortar pan **), setzt der erschrockene Mörder hinzu und wirft eine Hand voll Geld auf den Tisch.

Un cultiello, wiederholt der Richter sehr bedeutungsvoll.

Der Mörder opfert eine zweite Hand voll Geld.

Aber zum dritten Male ertönt das ominöse **un cultiello**, und zum dritten Male greift der Mörder in die Tasche, die jetzt vollkommen ausgeleert wird, nun erst ertönt auch von Seiten des Richters:

Per cortar pan.

Es giebt keine schlimmere Menschenrage in Spanien, als die sogenannten Scrivanos, welche Richter, Gerichtsschreiber und Notarien in einer Person sind. Durch die Hände dieser gewissenlosen Leute geht aber eine Unmasse von Geschäften, und ihre demoralisirende Einwirkung auf die Bevölkerung ist unvermeidlich.

Der Räuber, dessen Hinrichtung ich, ohne es zu wollen, mit ansah, hatte zuletzt einen Geistlichen geplündert und sich hinterher von ihm Absolution ertheilen lassen, er wurde eingefangen und da er in der Umgegend von Barcelona sehr übel

*) Ein Messer.

**) Um Brod zu schneiden, ein Brodmesser.

berüchtigt war, denn er gehörte nicht zu den noblern Banditen, welche stets mächtige Bekanntschaften haben, so wurde auf seine Hinrichtung gedrungen und der Alkalde mußte sich entschließen, ihn so zu bewachen, daß er nicht entwischen konnte. Der Delinquent wurde gehängt und starb mit der größten Ruhe, auf mich machte diese erste Hinrichtung, welche ich sah, einen entsetzlichen Eindruck. Ich fühlte mich noch acht Tage später unwohl, und der Galgen und das klappernde Gebein des Räubers schwebten mir beständig vor den Augen. Einer meiner Reisegefährten, der Engländer, hatte der Hinrichtung ebenfalls beigewohnt, und er sah sich Alles mit der prüfenden und denkenden Miene eines Kunstkenners an. Die Studien, die man am Fuße eines Schaffottes macht, sagte er, sind die für das Leben der Menschheit am wichtigsten, und ich mache eine Reise von hundert Meilen, wenn ich weiß, wo irgend eine Hinrichtung stattfindet. Ich bin dem Zufall sehr dankbar dafür, daß er mir eine so schöne Gelegenheit gegeben hat, auch einmal einen Spanier richten zu sehen, nachdem ich einen Engländer, Deutschen, Schweden, Franzosen, Italiener und Schweizer auf dem Schaffotte betrachtet habe.

Mein Freund Engländer sollte bald noch mehr Gelegenheit finden, dem Zufall dankbar zu sein, denn in Madrid wurden während unserer Anwesenheit fünf politische Verbrecher auf einmal gehängt, und er hatte das Vergnügen, die Execution vom besten Standpunkt aus zu betrachten.

Auch einige Schauspiele, d. h. Volksschauspiele sah ich mir mit an. Meinen Reisegefährten konnte ich nur einmal dazu vermögen, diese Stücke mit anzusehen. Wenn man nicht gar lange von Paris, London, Berlin, Dresden und Wien entfernt ist, wenn man so eben einen Faust, Kabale und Liebe, einen König Lear gesehen hat, und dann in das Theater von Bar=

celona tritt und ein geistliches Stück aufführen sieht, dann wird es dem Zuschauer allerdings etwas seltsam zu Muthe. Man glaubt sich urplötzlich in die Zeit der Völkerkindheit zurück versetzt, man vergißt es, daß man sich in einem Staate befindet, der dereinst zwei Welten besaß, der einen Columbus hervorgebracht und noch heute zu den civilisirten Staaten Europas gezählt wird.

So sah ich unter Andern ein Stück, welches Gott weiß wie nach Barcelona gekommen ist, denn es ist wohl kaum spanischen Ursprungs, welches betitelt war:

Der erschaffene, gefallene und aufgerichtete Mensch. Ein sehr moralisches Singspiel.

Im ersten Acte erscheint der liebe Gott selbst in höchst eigener Person. Er hat einen Schlafrock an und trägt eine mächtige — Perrücke, ganz gegen die spanische Gewohnheit, dabei raucht er eine Cigarre, was natürlich für eine spanische Majestät unerläßlich ist. Der liebe Gott ist bei seiner wichtigsten häuslichen Arbeit beschäftigt, er hat nämlich nichts Geringeres vor, als den Menschen zu erschaffen, der Herr Adam soll also geboren werden. Die Geburt eines Menschen ist auf dem Theater gewiß sehr schwierig darzustellen, aber die Sache ging ganz vortrefflich von Statten. Man sah einen Klumpen Erde am Boden liegen, der Herrgott im Schlafrock blies ihm aus Kräften seinen Odem ein, und plötzlich brach aus dem Erdhügel ein Adam hervor, wie das Hühnchen aus dem Ei. Der Herr Adam war ein ganz passabel hübscher Mann, mit rabenschwarzem Haar und Schnurrbart, und zugleich zeigt unser Urvater ein recht hübsches Talent und eine gute Stimme und singt mit dem lieben Gott ein Duett:

Himmel, Erde, Thiere, Meer,
Ja, des großen Gottes Heer;

Was bekomm' ich in's Gesicht,
Leb' ich oder leb' ich nicht?

Darauf versetzt der liebe Gott:

So lebe denn, Du Bild nach mir,
Dich schmücke aller Tugend Zier,
Mach Dich zum Herrn der Wesen all',
Doch hüt' Dich vor dem Sündenfall.

Adam verspricht alles Mögliche, sieht sich Alles an und bricht endlich in die Klage aus:

Was hilft es mir, mir fehlt das Weib,
Ich hab' zu wenig Zeitvertreib,
Mit wem, Allvater, soll ich spaßen?
Kann doch nicht mit den Lämmern grasen.

Nun erhört ihn der liebe Gott und erschafft die Eva. Natürlich wird dieses wieder ganz biblisch treu dargestellt. Damit schließt der erste Act. Das Publikum zeigte sich unzufrieden, als der Vorhang fiel, und machte einen Höllenspectakel bis der Vorhang wieder aufgezogen wurde. Es wollte immer schauen und womöglich konnte das Stück ohne Unterbrechung fortgespielt werden. Ich habe niemals ein unruhigeres Publikum als das spanische gefunden.

In diesem zweiten Act verband sich der Teufel mit den bösen Geistern, die unter seinem Commando stehen, um den Adam gegen den lieben Gott aufzuhetzen, welcher ihm, dem Teufel, so übel mitgespielt hatte. Mit folgenden Worten, welche er in einem tiefen Baß singt, ruft er die Höllengeister zu sich:

Ihr Teufel heraus
Mit Rache und Graus,

Seid eilend, nicht faul
Und haltet das Maul!

Im dritten Act wird die arme Eva vom Teufel coram genommen. Er weiß sie ganz satanisch klug zu beschwatzen, bis sie ihm endlich nachgiebt und von der verbotenen Frucht genießt. Mit folgenden Worten sucht sie nun ihren Ehegemahl Adam zu verführen:

Iß nur, mein Schätzchen, es schadet Dir nicht,
Denn diese Frucht heilt von der Gicht,
Und gewiß, sie wird uns dann geben
Ein göttliches Leben.

Diesen süßen Worten kann Adam nicht widerstehen, er nimmt und ißt und singt darauf:

Der Schmack ist gut, doch weh, wer brachte
Dich Kind dazu, daß Du so sachte
Den Apfel brachst?

Eva:

I, wer? die Schlange.

Adam:

O, weh! O, weh! mir wird so bange.

Im vierten Act wird nun das arme Menschenpaar aus dem Garten Eden verjagt. Der Engel erscheint mit einem Paar gewaltigen Flügeln und einem riesigen Schwerdte, das der tapfere Cid seiner Zeit getragen zu haben scheint. Der Schauplatz verändert sich in ein wüstes überdorntes Feld, wo Salvator in einer außerordentlich hellen Maschine erscheint und die um Erbarmen flehende Sünde begnadigt.

Ich verließ nicht eben sehr erbaut von dieser Komödie, welche einer Farce sehr ähnlich sah, das Theater. Als ich

nach Hause kam, fand ich einen Brief vor. Wie ich gewöhnlich that, besah ich mir die Handschrift, ehe ich den Brief öffnete, sie war mir völlig unbekannt. Ich erbrach ihn nun und fand folgenden lakonischen Inhalt:

„Donna!

Ich sah Sie und liebte Sie!

Madras.“

Dieser Brief, diese Liebeserklärung war in der That höchst originell, aber ich fand sie doch ein wenig unverschämt. Daß der Herr Madras sagte oder schrieb: ich kam und sah, klang das nicht, als vertraute er darauf bald hinzufügen zu können: ich siegte, um so dem großen Cäsar mit seinem veni, vidi, vici vollständig nachahmen zu können? Mein guter Herr Madras, dachte ich bei mir, mögen Sie immerhin kommen, Sie sollen dennoch, was meine Eroberung anbetrifft, kein Cäsar werden.

Ich zeigte den Brief meinen Reisegefährten und sie lachten. Wahrhaftig, riefen sie, dieser Brief ist spanisch, der Herr Madras hätte nur hinzusetzen sollen: und ich muß Sie besitzen, um jeden Preis.

Warten Sie nur, versetzte ich, das wird noch kommen.

Das wird noch kommen? — Glauben Sie, daß der Herr Madras noch einmal an Sie schreiben wird.

Nein, er wird nicht schreiben.

Er wird Sie besuchen?

Das ist möglich.

Dann schlage ich vor, sagte der Franzose, daß wir uns mit diesem Narren, der sich Madras nennt, einen Spaß machen.

Mein Herr Franzose, versetzte ich, dieser närrische Herr Madras wird wohl schwerlich irgend Jemandem einen Spaß mit sich erlauben.

Sie kennen den Schreiber also? fragte der Franzose erstaunt.

Ich habe Ihnen gesagt, daß ich ihn nicht kenne, aber ich kenne die Spanier und verstehe die Leute zu beurtheilen, welche an unbekannte Damen schreiben: „ich sah Sie und liebte Sie."

Als ich am andern Tage, an welchem ich in Barcelona aufgetreten war, aus dem Theater trat, näherte sich mir ein großer Mann, welcher sich tief in seinen Mantel verhüllt hatte, und folgte meinen Schritten bis zu meiner Wohnung. Der Franzose, welcher mich führte, sagte lächelnd:

Sehen Sie, liebe Lola, Ihren Spanier dort, denn ich wette darauf, es ist Herr Madras.

Zu unserm Erstaunen vertauschte der Verhüllte kurz vor meiner Wohnung seine Stellung. Statt uns zu folgen, schritt er uns voran, blieb bei der Thüre meines Hauses stehen und schien mich dort zu erwarten.

Finden Sie das nicht auch spanisch? fragte ich meinen Begleiter lachend.

Ich sehe allerdings ein, versetzte dieser, daß ich mit dem Herrn da spanisch sprechen muß, denn ich glaube, wenn wir ihn gewähren lassen, wird er am Ende gar Ihnen voraus — —

Nun, warum reden Sie nicht weiter?

Weil der Herr Madras, wenn es nämlich der Herr Madras ist, und er scheint es auch jedenfalls zu sein, mich eben mit einem paar Augen ansah, die ich außer bei ihm, nur noch einmal im Leben gesehen habe.

Und wer hatte solche Augen? —

Ein Spitzbube von Italiener, welcher mich auf meiner Reise durch Italien plünderte und mir hinterher noch den guten Rath gab, mich vor den Spitzbuben zu hüten.

Dieser Vergleich ist nicht sehr schmeichelhaft für den Herrn

dort, aber bitte, vollenden Sie doch Ihre Rede, bis wie weit glauben Sie, daß er seine Unverschämtheit treiben werde?

Nun, ich glaube, daß der Herr Madras so fein sein wird, sich diesen Abend als Ihren Kammerdiener zu empfehlen.

Das ist wohl möglich.

Und Sie werden es mir nicht übel nehmen, wenn ich den Burschen von Ihrer Thüre zurückweise.

Ganz und gar nicht.

Wir waren jetzt bei meiner Wohnung, der Unbekannte hielt, wie eine Schildwache, Posten, da jedoch mehrere Leute in dem Hause wohnten, ließ sich dagegen nichts sagen. Wir mußten es sogar dulden, daß er mit uns zugleich in's Haus eintrat, und wir glaubten schon, durch diese Keckheit irre geführt, daß wir uns in der That geirrt hätten und der Fremde irgend Jemanden im Hause besuchen wollte. Doch nicht lange währte diese Täuschung, der Fremde blieb mit uns zugleich bei der Thüre meiner Wohnung stehen und schien darauf zu warten, bis sie geöffnet würde.

Nun wurde es meinem Begleiter doch zu arg und ziemlich barsch fragte er den Fremden, wen er in diesem Hause suche.

Ich suche Niemanden, versetzte der Fremde sehr ruhig.

Niemanden? rief der Franzose mit höhnischem Lachen, aber ich glaube, daß Sie nichts desto weniger in einem fremden Hause sind.

Das ist wohl möglich, sagte der Spanier ganz ruhig.

Aber was wollen Sie hier? fragte der Franzose, es ist diese Dame, welche hier wohnt und welche mir sagt, daß sie nicht die Ehre hat, Sie zu kennen.

Eben deshalb bin ich hier, versetzte der Spanier, um diese Dame kennen zu lernen.

Das ist eine sehr eigenthümliche Art und mindestens eine

sehr schlecht gewählte Zeit, die Bekanntschaft einer jungen Dame machen zu wollen.

Es ist meine Art, mein Herr, und die Zeit ist so gut gewählt, als es mir die Umstände erlauben.

Ich aber werde mir erlauben, Sie hinauszuwerfen, rief der Franzose endlich, da er nicht länger mehr an sich halten konnte.

Der Spanier warf auf den jungen Franzosen einen stolzen, verächtlichen Blick und wandte sich an mich.

Ich gestehe, daß mir der Spanier trotz Allem sehr wohl gefiel, und daß ich nicht umhin konnte, sein stolzes, ruhiges Benehmen in einer so mißlichen Situation zu bewundern.

Mich zog von je her das Außerordentliche an, nur dieses hatte Reiz für mich, und so konnte es nicht fehlen, daß ich sehr zweifelhaft war, wie ich mich gegen diesen kühnen Spanier benehmen sollte. Allerdings war seine Handlungsweise eine unschickliche, aber konnte ihn nicht irgend eine wichtige Angelegenheit zu einem so späten und ungewöhnlichen Besuche drängen? Ich mußte doch erst hören. Gleichwohl hätte ich Unrecht gethan, das Verfahren des Fremden dem jungen Franzosen gegenüber zu billigen. Ich sagte also:

Mein Herr, es scheint mir hier ein Irrthum vorzuwalten, mein Name ist Lola Montez, und ich glaube nicht, daß Sie mich sprechen wollen.

Sie und keine Andere, meine Dame, versetzte der Spanier, ich bitte Sie, mir auf einige Minuten Gehör zu geben.

So treten Sie näher.

Ich ließ den Fremden eintreten, mein Freund Franzose schien darüber sehr ungehalten zu sein und zu überlegen, ob er mit dem Spanier zu mir hineintreten, oder ihn lieber zum Hause hinauswerfen sollte. Das Letztere wäre ihm aber sicher

sehr schlecht bekommen, denn der Spanier war ihm an Kräften weit überlegen, und er schien überhaupt nicht der Mann zu sein, der sich von irgend Jemandem ungestraft aus dem Hause hinauswerfen ließ.

Die beiden Herren traten also in meine Wohnung, den Spanier führte ich indessen in ein anderes Zimmer und erwartete seine Eröffnung.

Ich komme im Auftrage meines Herrn, sagte jetzt der Spanier und überreichte mir ein versiegeltes Packet.

Und wer ist Ihr Herr? fragte ich erstaunt, denn dieser stolze Spanier schien mir keinen anderen Herrn, als einen König haben zu können.

Bitte, öffnen Sie den Brief, versetzte der Spanier.

Das that ich. Das Packet enthielt einen prachtvollen Brillantschmuck, welchem ein Brief beigelegt wer, der folgenden Inhalt hatte:

„Heißgeliebte Donna!

Ich werfe mich Ihnen zu Füßen, o möchten Sie nicht ohne Wohlgefallen meine Huldigung annehmen.

Madras.“

Aber mein Gott, wer ist dieser Herr Madras? fragte ich.

Morgen, meine Dame, werden Sie ihn sehen, sobald Sie es wünschen.

Nun, so sagen Sie Ihrem Herrn, daß ich bis Mittag zu empfangen pflege.

Es ist meinem Herrn unmöglich, Sie zu besuchen, aber wenn Sie sich meiner Führung anvertrauen wollen, dann werde ich die Ehre haben, Sie nach seiner Behausung zu begleiten.

Wie, Sie muthen mir zu, einen mir völlig unbekannten Herrn zu besuchen?

Es ist ein Spanier, meine Donna.

Diese Worte wurden mit einem solchen Stolze ausgesprochen, daß ich an dem chevaleresken Charakter des Herrn Madras nicht zweifeln konnte, dennoch kam mir diese Geschichte etwas sonderbar und sehr abenteuerlich vor, das war es aber gerade, was mich bestimmte.

Mein Herr, sagte ich, ich muß gestehen, daß es jedenfalls ein sonderbares Verlangen von Seiten des Herrn Madras ist, daß ich ihn besuchen solle, bringen Sie ihm diesen Schmuck und diesen Brief zurück und meine Antwort dazu, daß es in aller Welt nicht Sitte ist, daß die Damen Herren besuchen, um sich — Liebeserklärungen zu holen.

Sie wollen also nicht kommen, meine Donna? fragte der Spanier sehr erstaunt.

Ganz gewiß nicht, mein Herr.

Ich aber habe Auftrag, Sie unter allen Umständen zu ihm zu führen.

Thun Sie das, mein Herr, sagte ich lachend, denn bei diesem Menschen setzte mich nichts mehr in Erstaunen.

Gut, Morgen gegen Abend, meine Dame.

Wann es Ihnen gefällig ist, mein Herr, denn es scheint mir, daß Sie über mich ganz nach Ihrem und Ihres Herrn Willen verfügen können.

Der Spanier war weit entfernt, sich von dieser Ironie aus seinem Gleichmuth bringen zu lassen.

Morgen gegen Abend, um sechs Uhr, werde ich die Ehre haben, Sie wieder zu sehen.

Mit diesen Worten und einer stolzen, doch sehr respektvollen Verbeugung verließ er mich.

Bitte, nehmen Sie doch das Paket wieder mit, rief ich ihm nach, als ich bemerkte, daß er Schmuck und Brief liegen gelassen hatte.

Der Spanier sah sich um und sagte: Das sind Dinge, die ich meinem Herrn nicht wieder bringen darf.

Bringen Sie solche, wem Sie wollen.

Es ist Ihr Eigenthum.

Mit diesen Worten entfernte sich der räthselhafte Mensch.

Während dieser Unterhaltung war der Franzose in dem Zimmer, welches an das Audienzzimmer stieß, ungeduldig auf und niedergegangen, jedoch schien er dann und wann gelauscht zu haben, denn er trat mit einem sehr närrischen Gesichte nach der Entfernung des Spaniers zu mir hinein und sagte piquirt:

Ich gratulire Ihnen, meine Liebe.

Wozu, mein Herr, wenn ich fragen darf?

Nun, zu Ihrem neuen Liebhaber.

Mein Herr, sagte ich zu dem Franzosen, ich bitte Sie, Morgen gegen Abend um sechs Uhr bei mir zu sein, denn um diese Zeit wird mich der neue Liebhaber entführen.

Und was soll ich dabei machen?

Nun, ich hoffe, daß Sie Mannes genug sein werden, es verhindern zu können.

Ich bin wohl Mannes genug, meine Liebe, doch nicht Ihr Mann, habe ich ein Recht, Sie zu hindern, sich entführen zu lassen?

Und haben Sie ein Recht, mein Herr, mir eine solche Sottise zu sagen?

Sottise? —

Wenn ich mich entführen lassen will, bedarf ich keines Ritters, mein Herr.

Wenn man sich nicht entführen lassen will, oder wenn man einen Liebhaber nicht will, so nimmt man auch keinen Schmuck von ihm an.

Der Schmuck gefällt mir besser, als Sie, mein Herr.

Daran zweifle ich keinen Augenblick, wahrscheinlich auch der Geber.

Das ist zu erwarten, es kommt darauf an, vielleicht, wenn ich ihn sehe.

Sie haben ihn noch nicht gesehen.

Wahrscheinlich nicht, mein Herr.

Ist denn der Schmuck nicht von dem verrückten Spanier? —

Die Spanier sind stolz, — aber sie haben ihren Verstand, Herr Franzose.

Das glaubte ich, als ich Sie kennen lernte, ich schloß von einer Spanierin auf die Spanier, jetzt schließe ich umgekehrt.

Daran thun Sie sehr Recht.

Gute Nacht, Donna.

Gute Nacht, Monsieur.

Dieser Abschied des Franzosen hatte viel Moral für mich, und ich hoffte, er würde mich und ich ihn bis zum anderen Tage vergessen haben, aber er fand sich wieder ein, und ich muß sagen, daß ich aus dieser seiner Rückkehr noch eine größere Moral zog, die Moral nämlich, daß, wenn die Männer eifersüchtig sind, man am besten thut, — gegen sie gleichgültig zu sein.

Je mehr Treue, je mehr Liebe man den Eifersüchtigen angelobt, desto mehr tyrannisiren uns diese Männer. Die Eifersucht ist nichts als die Leidenschaft, — überall sich selbst zu sehen.

Wenn es eine gerechte Strafe für diese Art Leute giebt, so ist es einzig und allein diese, — in ihren Schatten verwandelt zu werden. — Das wäre eine Metamorphose für einen Ovid. —

Hundertsechsunddreißigstes Kapitel.

Noch eine Entführung.

Ein Stückchen Biographie eines Spaniers. — Madras. — Die Guardia. — Der Ritter. — Erwartung und Täuschung.

Am anderen Tage erhielt ich ein Billet vom Theaterdirector, welcher mich einlud, ihn am selben Tage um fünf Uhr zu besuchen. Um diese Zeit also begab ich mich zu ihm hin, fand ihn aber zu meinem Erstaunen nicht zu Hause. Als ich zurückfuhr, war ich so in Gedanken versunken, daß es mir nicht einfiel, einen Blick auf die Straße zu thun, ich hätte dann bemerkt, daß mein Kutscher einen anderen Weg nahm, und die Straßen immer menschenleerer wurden, endlich erwachte ich aus meinen Träumereien und wunderte mich, daß ich noch nicht am Ziele war. Ich erkannte, daß der Kutscher sich geirrt haben müsse, und rief und klopfte an das Fenster, aber der Mensch war taub und trieb die Pferde, die schon schnell genug gingen, immer noch mehr an. Wir passirten eben ein Thor und befanden uns plötzlich auf der Landstraße, die Pferde liefen im Galopp, und ich glaubte, daß sie mit dem angetrunkenen Kutscher durchgingen. Ich setzte mich resignirt in den

Wagen, da ich wußte, wie gefährlich es ist, unter solchen Umständen hinauszuspringen, und wartete den Ausgang ab. Plötzlich hörte ich einen gellenden Pfiff, der Wagen fuhr langsamer, ich ließ den Schlag hinunter, und nun fiel es mir mit einem Male wie Schuppen von den Augen. Neben meinem Wagen schritt ein Mann einher, den ich sogleich erkannte, es war Niemand anders, als der Abgesandte des Herrn Madras. —

Der Wagen hielt, und der Fremde wollte hineinsteigen, indeß ich hinauszuspringen versuchte, aber ich wurde mit nervigen Armen zurückgehalten. Bleiben Sie nur, sagte der Fremde, es wird Ihnen nichts geschehen, wovor Sie sich zu fürchten brauchen.

Mein Herr, versetzte ich, ich habe nicht geglaubt, daß Sie so unchevaleresque gegen eine Dame sein könnten, ich befehle Ihnen, mich sofort nach meiner Wohnung zurückfahren zu lassen.

Meine Schöne, versetzte der Fremde, hier auf der Landstraße hat nur Einer zu befehlen, und das ist Herr Madras.

O, es ist nicht ehrenhaft, also mit einer Dame zu verfahren, versetzte ich bitter, der Herr Madras konnte es anders anfangen, wenn er mich durchaus sehen wollte.

Nicht doch, meine Schöne, versetzte der Fremde lächelnd, es genügt dem Herrn Madras durchaus nicht, Sie zu sehen; ich glaube wohl, daß er einen Heirathsantrag für Sie in petto hat, er will durchaus Ihre ganze kleine, niedliche Person, mit Einem Worte, er will, daß Sie Madame Madras werden.

Ich sah nach diesen freundlichen Eröffnungen ein, daß ich es mit einem Spitzbuben zu thun hatte, daß dieser stolze Spanier sich dazu hergegeben hatte, sein Helfershelfer zu sein, und überlegte meine Handlungsweise. Ich hielt es für ge-

rathen, alle Aengstlichkeit bei Seite zu setzen, und aus dem unfreiwilligen Abenteuer gewissermaßen ein freiwilliges zu machen.

Da ich einmal auf eine so unzarte Weise gezwungen werde, mit dem Herrn Madras Bekanntschaft zu machen, sagte ich zu dem Fremden, so möchte ich doch von Ihnen erfahren, was dieser Herr Madras ist, ich wünschte sehr, daß er mir gefiele.

Haben Sie gütigst nur ein wenig Geduld, Sie werden ihn bald sehen; seien Sie übrigens versichert, daß er einem sehr ehrenwerthen Stande angehört.

Diese Versicherung war Alles, was ich von meinem gewaltsamen Begleiter über seinen Herrn erfahren konnte, und ich kam endlich auf den Gedanken, daß der Herr Madras kein Anderer sei, als eben derselbe Herr, der jetzt an meiner Seite saß.

Wenn dieser Mensch Herr Madras wäre, dachte ich bei mir, so hätte dieser räthselhafte Liebhaber allerdings zwei liebenswürdige Eigenchaften: Juwelen und Verwegenheit, Eigenschaften, die aus einem Manne Alles machen lassen, was sich eine Frau wünschen kann.

Wenn dich also dieser Mann durchaus heirathen will, warum solltest du dich dem widersetzen?

Er kann sicher nur vom hohen Adel sein, wenn er sich auch schlichtweg Madras nennt. Jedenfalls ist er mehr, als sein Name sagt.

Vor allen Dingen mußte ich hinter dieses Geheimniß kommen, und ich entschloß mich, den gordischen Knoten mit dem Alexanderschwerte durchzuhauen.

Mein Herr, sagte ich, wenn Sie sich wirklich rühmen dürfen, diejenige Galanterie zu besitzen, welche meinen Landsleuten sprüchwörtlich eigenthümlich ist, so geben Sie mir offene Antwort auf eine offene Frage.

Meine Schöne, Sie werden sich nicht betrogen finden, wenn Sie mir Vertrauen schenken. —

Sind Sie selbst Herr Madras?

Der Fremde schien von dieser Frage sehr überrascht zu sein. Er sah mich eine Weile sehr groß an und antwortete mit feinem Lächeln:

Und wenn ich es wäre?

Nun, dann würde ich zuerst nach den Gründen fragen, warum Sie auf eine so geheimnißvolle Art um meine Neigung werben, warum Sie sich erniedrigen, warum Sie zur Gewalt schreiten, da Sie Alles besitzen, was Ihnen eine freundliche Aufnahme bei mir versprechen konnte.

Meine Dame, versetzte der Fremde, Ihre Sprache ist allerdings sehr offen, aber eine aufrichtige Frage ist immer viel leichter, als eine Antwort, ich habe mit dieser erst einige Stunden später hervortreten wollen. Wir werden dann in einer kleinen Stadt sein, wo ein kleines Häuschen steht, oder vielmehr eine ärmliche Hütte, in der meine Eltern wohnen und in welcher ich geboren wurde. Ich heiße in der That Madras, meine Dame, Madras und nichts mehr, Sie irren sehr, wenn Sie hinter diesem Namen ein Incognito suchen, ich bin weder Fürst, noch sonst ein großer Herr, — ich bin — ja, meine Dame, Sie sollen sehen, wie offen ich gegen Sie bin — — —

Mein räthselhafter Liebhaber hielt plötzlich inne. Ich hörte, daß sich uns ein Pferdegetrapp näherte, und Madras zog plötzlich ein Pistol unter seinem Rocke hervor und rief dem Kutscher mit drohender Stimme zu: Ich jage Dir eine Kugel durch den Kopf, wenn Du nicht auf jede Frage, welche die Leute, die sich uns jetzt nähern, an Dich richten werden, antwortest:

Ich bin ein Engländer, ich verstehe kein Spanisch.

Darauf wandte sich Madras an mich.

Meine Donna, sagte er, es nähert sich uns die Guardia, haben Sie die Güte, Ihren Schleier überzuwerfen, ich bin der General Zastroza und Sie meine Gattin.

Und wenn ich der Guardia nun sagen werde, daß Sie der Herr Madras sind, und daß ich wünsche, daß man mich aus Ihren Händen befreie?

Meine Schöne, sagte Madras und sah mich mit einem Blicke an, in welchem die verzweifeltste Entschlossenheit lag, Sie werden das nicht sagen.

In diesem Augenblick sprengten mehrere Reiter an den Wagen heran, Madras schlug seinen Mantel zurück, und eine Generals Uniform wurde sichtbar.

Ich erkannte die Guardia.

Madras reichte ihnen einige Münze, und die Guardia sprengte ehrfurchtsvoll grüßend weiter.

Mich konnte dies nicht in Erstaunen setzen, denn obgleich die Guardia die spanische Gensdarmerie ist, der der Schutz der Reisenden und die Bewachung der Landstraßen obliegt, und hierfür natürlich von der Regierung besoldet wird, so läßt sie sich von den Reisenden dennoch diesen Schutz privatim bezahlen. Sie streckt jedem die Hand entgegen und fordert, wenn sie nicht ein freiwilliges Geschenk erhält.

Das ist allerdings spanisch, aber in Spanien ist leider Alles spanisch; hätte dieses unglückliche Land eine bessere Regierung, es würde, wie gesagt, bei seinem braven Volke, eins der glücklichsten der Erde sein.

Madras warf mir einen dankbaren Blick zu, als die Guardia vorüber war, aber ich gestehe gern, daß ich ihn gar nicht verdiente, die Begegnung mit der Guardia, diese ganze sonderbare Scene war so rasch vorübergegangen, daß mir kaum Zeit zu einem Entschlusse blieb. —

Wir sind noch nicht fertig, sagte Madras, Sie haben noch eine härtere Probe zu bestehen. Bitte, werfen Sie sich ganz in den Hintergrnnd des Wagens zurück.

Mein Herr, sagte ich, Sie sind mir den Schluß Ihrer Erklärung schuldig geblieben, Sie wollten mir entdecken, welchem Stande Sie angehören.

Machen Sie es von irgend einer Bedingung abhängig, mich zu retten? fragte Madras.

Ja, von dieser.

Nun, wohlan, ich bin — Bandit.

Ich muß gestehen, daß mich dieses entsetzliche Wort nicht überraschte, ich hatte es erwartet, aber das Wort Bandit bedeutet bei den verworrenen, revolutionären Zuständen Spaniens oft eben nichts Anderes als Parteigänger, Gegner der bestehenden Regierung, Carlist, oder damals ein Anhänger Esparteros. Sah Madras wie ein Bandit, d. h. wie ein gemeiner Bandit aus? Aus seinen stolzen, edlen Zügen leuchtete eine großherzige Seele hervor, ich konnte diesem Manne nichts Gemeines, nichts Niedriges zutrauen, es war mir nicht möglich, trotz seinem Bekenntnisse, gegen ihn Abscheu zu empfinden.

Madras, sagte ich, ich werde Sie nicht verrathen, so ungebührlich Sie auch gegen mich gehandelt haben, aber ich verlange von Ihnen, daß Sie mir das Versprechen geben, mich, sobald die Gefahr vorüber, sofort nach Barcelona zurückfahren zu lassen.

Und wenn ich Ihnen dieses Versprechen gebe, würden Sie nicht glauben, daß es mir die Furcht erpreßt hat?

Ich glaube, daß Sie die Furcht nicht kennen.

Ich danke Ihnen für diesen Glauben; aber ich bitte Sie, mir freiwillig nach dem nächsten Orte zu folgen, ich verspreche,

Sie am andern Tage, und wenn Sie darauf bestehen, noch in dieser Nacht nach Barcelona zurückzubringen.

Ich bin es zufrieden.

Kaum hatte ich diese Worte geendet, so sprengte ein Reiter an unseren Wagen heran.

Er gehörte nicht zur Guardia.

Ich erkannte seine Stimme, es war der Franzose.

Madras schien ihn ebenfalls zu erkennen, er runzelte die Stirn, aber plötzlich folgte der Ausdruck jener stolzen Kälte wieder, durch welche dieser Mann so sehr zu imponiren wußte; der Franzose warf einen Blick in den Wagen, so sehr ich mich auch zu verbergen wußte, erkannte mich dennoch sein scharfes Auge, und er rief mir mit zorniger Stimme zu:

Es scheint, daß es sehr unnütz war, Ihretwegen Befürchtung zu haben, und Himmel und Hölle zu Ihrer Befreiung in Bewegung zu setzen, ich finde aber eine solche Heuchelei sehr abscheulich.

Keine Sottisen, mein Herr, rief Madras, diese Dame befindet sich unter meinem Schutze, und, sich zur Guardia wendend, sagte er: was steht zu Ihren Diensten?

Diese Worte wurden durch einige Realen unterstützt, und die Guardia wandte sich wieder zur Stadt und sprengte davon.

Wünschen Sie noch etwas von mir? fragte der Spanier den Franzosen.

Ich wünsche zu hören, ob Ihnen die Donna freiwillig gefolgt ist, sagte dieser.

Durchaus nicht, mein Herr, versetzte Madras mit der größten Ruhe, Sie thaten ganz Recht, zu ihrer Hülfe herbeizukommen.

Sie haben es nun gehört, sagte ich zu dem Franzosen, ich bin diesem Herrn nicht freiwillig von Barcelona gefolgt, aber

ich erkläre Ihnen, daß ich nun freiwillig folge, wohin er will; haben Sie die Güte, sich meinetwegen nicht zu beunruhigen, ich werde noch in dieser Nacht nach der Stadt zurückkehren.

In diesem Falle wünsche ich glückliche Reise, sagte der Franzose mit einem spöttischen Lächeln, hinter welchem er seine innere Wuth zu verbergen suchte, aber ich bitte Sie um Ihre Adresse, mein Herr.

Mit Vergnügen, versetzte der Spanier und reichte dem Franzosen eine Karte.

Dieser sprengte nun ebenfalls davon, und wir fuhren ungehindert weiter.

Die Rolle, die ich bei dieser Affaire spielte, war allerdings eine mir aufgezwungene. Ich hatte ja alle Ursache, gegen den Franzosen dankbar und erkenntlich zu sein, aber es giebt Lagen, in welchen man mehr das thut, was der Moment, als das, was die Ueberlegung eingiebt. Man folgt fast unbewußt dem Impuls des Augenblicks und erst, wenn die Verwickelung vorüber ist, beginnt man über das nachzudenken, was man hätte thun können und sollen.

So war ich denn mit einem Male die Gefährtin eines Banditen geworden, aber ich muß wiederholen, daß ich selbst nicht daran glaubte, daß es mir unmöglich war, diesen Mann für einen Verbrecher zu halten, und daß ich entschlossen war, mir Aufschluß über einen Charakter zu verschaffen, welcher, so räthselhaft er auch mir erschien, dennoch nicht geeignet war, Mißtrauen oder Furcht einzuflößen.

Ich erfuhr auch bald, daß ich mich hierin nicht getäuscht hatte, denn Madras erzählte mir seine Geschichte, mit welcher er zu Ende war, als wir unseren Bestimmungsort erreichten.

Kurz nach dem Einfall der Carlisten, an einem heiteren Nachmittage, saß ein Mann auf einem Felsen, der die Heer-

straße in einiger Entfernung von Bahaban in Alt-Castilien beherrschte. Sein Kostüm unterschied sich nicht von demjenigen, das die Bauern des nördlichen Spaniens gewöhnlich tragen. Ein sombrero*) beschattete die Gesichtszüge, welche sich durch den Ausdruck ihrer Kühnheit und Energie auszeichneten. Neben ihm auf der Erde lag eine lange Flinte, und sein mit Patronen angefüllter Gurt war außerdem noch mit einem großen Messerdolche versehen.

Die Straße von Burgos bildet hier, von einer doppelten Felsenreihe eingeschlossen, einen Engpaß, der von steilen Abgründen rings umgeben ist. Von dem hohen Gipfel dieses seines Observatoriums aus streifte das Auge des Mannes weit umher und konnte auf diese Weise Alles in der Ferne leicht unterscheiden, während er selbst unbeweglich auf dem Felsen liegend, dessen dunkelröthliche Farbe von der seiner Kleidung kaum zu unterscheiden war, gewissermaßen völlig unsichtbar blieb, und es fast unmöglich gewesen wäre, ihn hier zu entdecken. Drei Stunden verflossen, ohne daß Etwas auf der Landstraße seine Aufmerksamkeit zu fesseln vermochte. Ein Landmann, der seine Ochsen antrieb, die vor einen jener elenden, altfränkischen Wagen gespannt waren und deren klägliches Aussehen laut genug verkündete, daß ihr Besitzer sich eben nicht sehr darum bekümmerte, sie zu füttern; ferner ein Dorfgeistlicher, dessen Füße in den Steigbügeln, oder vielmehr in den zu beiden Seiten seiner Mauleselin herabhängenden Schachteln fast eingeschlossen waren; Bauern und Bäuerinnen, Mauleseltreiber — Alles dieses schien nicht das zu sein, was er erwartete, denn schon begann er, nach der am Horizonte sich herabneigenden Sonne

*) Hut mit breitem Rande.

hinblickend, mehrere deutliche Zeichen der Ungeduld von sich zu geben und dann und wann energische Flüche auszustoßen.

Plötzlich richtete er sich empor, und mit der einen Hand eine Art Augenschirm bildend, warf er einen scharfen Blick auf die Einbiegung der Landstraße. In diesem Momente rückte ein Trupp Reiter heran, denen ein Zug von Gabel- und bedeckten Wagen unmittelbar folgte. Ein zweites Piquet Cavallerie hinter dem Convoi beschloß den Zug und bildete mit dem Vortrab eine Eskorte von ungefähr sechszig Mann. Nachdem das Detachement den Winkel der Straße passirt hatte, der beinahe eine Meile vom Felsenposten entfernt war, ergriff der Spanier seine Flinte und sprang, einer Gemse gleich, von Fels zu Fels in eine tiefe Schlucht hinab, die ungefähr hundert Schritt davon lag. Hier, unter einem dichten Gebüsche, hielten sich vierzig Mann verborgen, die zum großen Theil aus Bauern bestanden, obgleich Einige unter ihnen durch ihr beinahe militärisches Kostüm und das feine Tuch, in das sie gekleidet waren, einer höheren Klasse anzugehören schienen. Sie waren Alle bewaffnet, der Eine mit einer Muskete, der Andere mit einer Jagdflinte, und der Dritte mit der Nationalwaffe, der Stutzbüchse. Einige hatten sich den Reizen der Siesta dahingegeben, Andere dampften ihre unvergänglichen Cigaritos, wieder Andere hatten sich um zwei Spieler her gruppirt, die, mit schmutzigen Karten spielend, darauf erpicht waren, einige pesetas zu gewinnen oder zu verlieren; aber kaum vernahmen sie die Stimme ihres Waffenbruders, als sie allesammt sich erhoben, und Spieler so wohl, als Raucher versammelten sich um ihn her.

A los armas! muchachos *)! rief Jener, der Lohn ist nahe,

---

*) Zu den Waffen, Bursche.

in einer halben Stunde werden die Christinos in dem Engpaß sein, es ist Zeit, Euren Angriffsposten zu besetzen.

Viva Madras! lautete die Antwort, und indem sie ihre Waffen ergriffen, folgten sie dem kühnen Abenteurer, der, seine Laufbahn damals erst beginnend, später ein so ausgezeichneter Parteiführer des Don Carlos wurde.

Das Convoi, das sich dem Engpasse näherte, hatte noch drei Meilen bis nach Arcada zurückzulegen, wo sich dreitausend Mann unter den Befehlen Kentzorpas befanden; ein Theil des Transportes war für dieses Corps bestimmt, während das Uebrige weiter abgeführt werden sollte. Die Eskorte, unter den Befehlen eines Lieutenants, bestand aus einem Detachement eines Dragoner-Corps.

Als der Vortrab der kleinen Colonne den Mittelpunkt des Engpasses erreicht hatte, bemerkte der Offizier gegen seine Waffengefährten, wie leicht hier eine Hand voll entschlossener Krieger eine ganze Armee aufzuhalten im Stande wäre; dieser Ort, fügte er hinzu, wäre für einen Hinterhalt gar nicht übel gewählt, auch würde ich mich keineswegs so ruhig auf meinem Sattel befinden, wenn ich wüßte, daß Guerilla-Haufen herumstreifen, aber, Gott sei Dank, diese ganze Provinz ist gegenwärtig von Banditen gesäubert — — —

Er hatte kaum diese Worte ausgesprochen, als ein ungeheures Felsstück von unsichtbarer Hand aus der Höhe herabgeschleudert wurde, den unglücklichen Offizier traf und ihn nebst seinem Pferde zerschmetterte. Zu derselben Zeit ließ sich ein Musketenfeuer vernehmen, und ein Dutzend Dragoner wurden auf der Straße tödtlich verwundet, während die Uebrigen, durch den plötzlichen Angriff in Verwirrung gebracht, vergeblich bemüht waren, den verborgenen Feind aufzusuchen, der ihnen ein solches Verderben bereitet hatte; von allen Seiten

erblickte man schroffe Felsen, aber kein menschliches Wesen ließ sich sehen. Nur durch eine enge Oeffnung, hinter den Gebüschen von Rosmarin, die hie und da die Abgründe begrenzten, gewahrte man ein kupferfarbiges Gesicht, das bald wieder verschwand. Kaum war der Dampf des ersten Feuers vorüber, als schon ein zweites nachfolgte, und zwar diesmal begleitet von einem Steinhagel und vielen vereinzelten Schüssen von allen Felsenspitzen herab. Die meisten Kugeln trafen: sie rissen entweder die Menschen oder die Pferde hinweg, denn obgleich die Karlisten zum großen Theil aus noch jungen Leuten bestanden, so waren es doch entweder gelernte Jäger oder contrabandistos, also vortreffliche Schützen. Uebrigens wußte, durch die Krümmungen des Engpasses und durch die lange Reihe der Wagen getrennt, der Nachtrab des Trupps nichts, von dem, was vorn vorgefallen war, und als ein Sergeant, das Feuer vernehmend, herbeieilte, um sich darüber zu belehren, fiel eben der Letzte von jenen Dragonern und die Kassenwächter unter den mörderischen Kugeln der Guerilleros.

Man durfte nicht daran denken, etwa mit dem Convoi wieder umzukehren, denn die Straßen sind zu eng, und überdies, wenn man den Gedanken auch ausführte, was wäre das Resultat davon gewesen? Der bereits zurückgelegte Weg war eben so lang, als der, welcher noch zu machen übrig blieb. Der Unteroffizier, dem nunmehr das Kommando zugefallen, beschloß daher, sich an der Spitze der Colonne zur Wehr zu setzen; er ließ seine Leute absitzen und rückte entschlossen gegen den Feind los; — doch welcher vergebliche Muth! — Er beschleunigte nur seinen Untergang, so wie den der tapfern Krieger, die ihm folgten. Kaum hatten sie funfzig Schritt zurückgelegt, als aus einer Schlucht am Fuße des Gebirges ein mörderisches Feuer drang. Zugleich fielen die Banditen, den ersten Augenblick der

Verwirrung benutzend, wüthend über die noch Lebenden unter dem feindlichen Haufen her, der Kampf dauerte nicht lange, Bajonett und Dolch hatten ihm bald ein Ende gemacht.

Der Abend nahete heran, auf hundert Christinos waren in diesem Treffen gegen fünfunddreißig, durch die Beschaffenheit des Terrains geschützte, Bergleute geblieben. Sie gewannen bald die Ueberzeugung, daß sie keinen Feind lebendig auf dem Schlachtfelde zurückgelassen hatten, hierauf banden sie die erbeuteten Pferde hinter die Wagen, trieben die Maulesel durch Zuruf und Peitsche an, und das Convoi, dem Madras und seine Gefährten auf den so eben erbeuteten Pferden voraneilten, verließ den Engpaß.

Ungefähr eine Meile weit verfolgten sie die Landstraße, aber bei der ersten Einbiegung derselben schlugen sie den Querpfad ein, und nach Ablauf einer Stunde befanden sie sich in der Mitte einer unabsehlichen Sumpfgegend, sodann verließen sie den Weg und wandten sich einer Gruppe von Häusern zu. Es war ein Dorf, dessen Wohngebäude zwar, gleich allen denen der spanischen Gebirgsleute, aus Stein aufgeführt waren, übrigens aber ein so elendes Aussehen hatten, daß es mit den abgehärmten, ausgehungerten Mienen der vor den Thüren lagernden Frauen und Kinder vollkommen übereinstimmte. Beim Herannahen des Reiterzuges fuhren die Weiber, Greise und Kinder erschrocken auf, aber die Bestürzung verwandelte sich bald in Freude, als sie wohlbekannte Gestalten erblickten.

Es wurde Halt gemacht, Madras sprang vom Pferde, öffnete einen Wagen und zog einen Koffer hervor, der zwar klein, aber so schwer war, daß er alle seine Kräfte anstrengen mußte, um denselben von der Stelle zu bewegen. Er warf ihn voll Ungeduld unter Verwünschungen zur Erde, so daß der Koffer durch den heftigen Stoß zerbrach, und Tausende von

Goldstücken sogleich von allen Seiten auf den Boden rollten, die übrigen Wagen waren mit verschiedenen für den Gebrauch der Offiziere und der Armee bestimmten Gegenständen angefüllt. Es waren Uniformen, Epaulettes, schöne Posamentierarbeiten, kurz Alles, was zur kompletten Equipirung eines reichen Generalstabes dient: ein militairischer Luxus den die Gebirgsbewohner mit jener Verachtung betrachteten, wie sie bei Leuten, die mit den Bedürfnissen der Civilisation noch unbekannt sind, gewöhnlich ist. —

Unterdessen hatte Madras die Erfahrensten unter seinen Waffenbrüdern zu einem Rathe versammelt. Es mußte dafür gesorgt werden, die Leute in Sicherheit zu bringen. Verschiedene Pläne wurden vorgeschlagen, unter denen der ausführbarste zu sein schien, sich nach den Gebirgsketten zu begeben, wo es an Höhlen und geheimen Schlupfwinkeln nicht fehlte und man den Schatz einstweilen bequem verbergen konnte, bis man Mittel und Wege fand, sich zu dem Hauptchor der Carlisten durchzuschlagen. Allein die Pferde und Maulesel schienen bereits von dem Marsche so ermüdet, daß es fast unmöglich war, sich unmittelbar auf den Weg zu begeben. Die selbst für Fußgänger zu beschwerlichen Wege waren für die Wagen fast unzugänglich, und es wäre sehr unvorsichtig gewesen, sich in die engen und steilen Gebirgspässe hineinzuwagen, wo der geringste Zufall, der Sturz einer Mauleselin oder das Rütteln eines Wagens die Sicherheit des ganzen Zuges gefährden konnte. Was hätte auch übrigens zu einer solchen Eile bewegen sollen? Die nächste Garnison lag ja drei Meilen entfernt, und es war aller Wahrscheinlichkeit nach anzunehmen, daß dieselbe vor dem andern Morgen von dem Angriffe und der Wegnahme des Convoi's nichts erführe. Es ward demnach bestimmt, vor drei Uhr des Morgens nicht aufzubrechen, man

gab Befehl abzuspannen, und die Pferde sowohl wie die Maulesel wurden in die Ställe gebracht oder unter die Schuppen vertheilt, die man mit Futter und Stroh versehen hatte. Madras wachte selbst über die Ausführung seiner Befehle. Er ließ den Schatzkasten wieder zunageln, auf den Wagen laden und ordnete eine Wache für denselben an, um jeden Plünderungsversuch von demselben abzuhalten. Aber er hielt es für unnütz, Vorposten auszustellen, in der Ueberzeugung, daß er nichts zu fürchten habe. Ohne Zweifel würde er sich nicht für so sicher gehalten haben, wenn nicht ein während des Kampfes vorgefallenes wichtiges Ereigniß ihm entgangen wäre.

Als nämlich der Kampf begonnen hatte, war das Pferd des Krigscommissärs, beim Anblick der von der Höhe herabrollenden Felsstücke, plötzlich scheu geworden, es bäumte sich, fing an wild umherzuspringen, und ging endlich durch. Der Kriegscommissär hatte diesem Umstande sein Leben zu verdanken, die unregelmäßigen Bewegungen seines Pferdes hatten ihn den todbringenden Kugeln entzogen, und nachdem er es vergeblich versucht, sein Thier zu beherrschen, gab er endlich nach und erreichte bald Arcada. Das Erste, was er hier unternahm, war, den General von dem, was vorgefallen, in Kenntniß zu setzen. Aber, sei es nun eine Folge des Schrekkens oder eine Wirkung der Einbildungskraft, der kleine Haufe wuchs in seinem Berichte zu einem großen Armeecorps heran. Woher eine feindliche Armee in der Nachbarschaft? Es schien unbegreiflich, indeß glaubte der General nichts desto weniger, daß man vorsichtig handeln müsse, er stellte sich an die Spitze von sechs Schwadronen Kavallerie und brach auf, nachdem er einem Corps der Infanterie den Befehl ertheilt hatte, ihm in der Nähe zu folgen.

Madras hatte sich, nachdem er seine Anordnungen beendigt,

auf ein Bette geworfen, wo er alsbald einschlief. Aber kaum hatte er zwei Stunden Schlafes genossen, als ihn der Knall von Feuergewehren aufweckte. Er stürzte an's Fenster. Welch' ein Anblick bot sich seinem Auge dar! Zwei Schwadronen Husaren umzingelten das Haus, auf der Landstraße, bis zum Sumpfe, und selbst auf dem Wege, den er am Tage vorher mit seinen Waffengefährten zurückgelegt, pflanzte sich eine lange Reihe von Reiterschaaren auf, um sich dem Weiler gegenüber in Schlachtordnung zu stellen. Die Proviantwagen waren bereits von den Franzosen wieder genommen, und die Männer, welche dieselben wahrscheinlich mit zu wenig Aufmerksamkeit bewacht hatten, waren überfallen und getödtet worden, noch ehe sie Zeit gehabt, ihre Gewehre zu entladen, um Lärm zu schlagen. Jeder Andere, als Madras, wäre in Verzweiflung gerathen oder vom Schrecken niedergeschlagen worden.

An der Spitze der Kolonne, die sich in der Eile aufgepflanzt hatte, befand sich, umgeben von seinem Generalstabe, der christinische General auf einem prächtig angeschirrten Rosse. Es war ein junger Mann, dessen Züge, wenn auch nicht regelmäßig schön, doch einen angenehmen freien Ausdruck hatten, und dessen militärische Gewandheit sich unter einer mit Tressen reich besetzten Uniform höchst vortheilhaft ausnahm. In diesem Offizier erkannte Madras Espartero, der damals schon einen bedeutenden Ruf hatte und später bis zur Würde eines Herzogs und Regenten von Spanien emporstieg.

Der Vollmond beleuchtete die Gegend, wo diese kriegerischen Rüstungen vor sich gingen, und es bedurfte nur eines flüchtigen Augenblicks für Madras, um alle diese Details zu überschauen. Auf die Ordre des Offiziers setzte ein Theil der Kavallerie ab und fing an, die Häuser zu durchsuchen. Bald

vernahm Madras, wie die hölzerne Treppe, die zu seinem Zimmer führte, unter den Tritten der Heranströmenden knarrte. Es war keine Zeit mehr, zu überlegen, er stieg auf den plumpen Balkon vor seinem Fenster, den der Schatten des Hauses in Dunkel gehüllt hatte; unter demselben befanden sich mehrere Feinde, die mit ihren Pferden hin und her kreuzten, um jede Flucht nach außen zu verhindern, während ihre Kameraden das Innere durchsuchten. Der Balkon war ungefähr zwanzig Fuß hoch. Madras hielt sich einen Augenblick in der Luft schwebend mit den Händen an dem hölzernen Geländer, sodann stürzte er ganz in der Nähe einer der Schildwachen auf den Füßen herab. Bevor noch der Soldat Zeit hatte, den Kopf umzuwenden, wurde er unter den Bauch seines Pferdes hingestreckt, und Madras sprang behend auf den Sattel des Thieres, fuhr wie ein Blitz zwischen dem General und seinem Generalstabe hin, und galoppirte nach dem Gebirge zu.

Alles dieses war so plötzlich vor sich gegangen, daß Madras bereits einen bedeutenden Vorsprung gewonnen hatte, ehe man daran dachte, ihn zu verfolgen. Bald aber setzten sich an zwanzig Dragoner in Bewegung, und somit begann eine der lebhaftesten Jagden, die der Mensch gegen den Menschen übernommen. Beim Mondlicht konnte das feindliche Corps den Flüchtling sowohl, als die ihm nachsetzenden Reiter auf ihren verschiedenen Evolutionen deutlich verfolgen. Voraus Madras mit entblößtem Haupte, mit seinen langen, schwarzen, vom Winde aufgeregten Haaren, ohne Unterlaß sein Pferd mit dem Zaume peitschend, um dessen Lauf zu beschleunigen; hinter ihm, und zwar in verschiedenen Abständen, die Dragoner, von denen nur zwei einige Aussicht zu haben schienen, ihn einzuholen. Als sie ungefähr in der Mitte der Ebene angekommen waren, zog einer der Letzteren, da er sich nur in einer geringen Ent-

fernung von dem Flüchtlinge befand, ein Pistol aus dem Sattel und gab Feuer. Allein die Kugel verfehlte ihr Ziel, sie flog über Madras Haupt hinweg, der, sich daran erinnernd, daß er auch Pistolen unter seinem Sattel hatte, seinerseits auf den Feind feuerte; der Husar fiel, und das Pferd machte in der Nähe seines verwundeten Herrn plötzlich Halt.

Hierauf begann Madras wieder mit verdoppelter Anstrengung seinen Ritt fortzusetzen. Ein glücklicher Zufall hatte ihm gerade das Pferd zugeführt, das der beste Renner der Schwadron war, so daß er sich dadurch im Stande sah, zum zweiten Male einen Vorsprung vor seinen Feinden zu gewinnen. Nur ein Offizier hatte den Augenblick des durch den Kampf verursachten Aufenthalts benutzt, um sich dem Flüchtling zu nähern. Madras warf sich jetzt in einen mit Kieselsteinen dicht besäten und mit wilden Aepfel- und Pflaumenbäumen bedeckten Engpaß, deren herabhängende Zweige den Durchgang erschwerten; er war genöthigt, sich auf den Nacken seines Pferdes niederzubeugen, da er sonst Gefahr lief, am Kopfe oder im Gesicht verletzt zu werden, indessen hoffte er, daß man aufhören würde, ihn auf einem so beschwerlichen Wege zu verfolgen. Allein seine Hoffnung war vergeblich, stets vernahm er hinter sich die Hufschläge eines Renners, der ihm von Zeit zu Zeit sich näherte. Da er nunmehr überzeugt war, daß er ohne Kampf dem Feinde nicht entwischen könne, so sann er auf eine Kriegslist, die es ihm möglich machte, den Vortheil, den ein wohlbewaffneter Dragoner über einen unbewaffneten Mann voraus hatte, zu neutralisiren.

Als er an einer steilen Krümmung der Straße angekommen war, ließ er sein Pferd plötzlich umkehren und Front machen, und zwar mit so großer Schnelligkeit und Gewandheit, daß sein Gegner im wahren Sinne des Wortes ihm unter die

Arme fiel, ohne daß er im Stande gewesen wäre, von dem Säbel Gebrauch zu machen, den er gezückt in die Hand hielt. Der Dragoner versuchte es zwar, mit dem Feinde zu ringen, allein wäre seine Kraft auch noch zweimal so groß gewesen, als sie es wirklich war, so hätte er doch gegen die eisernen Muskeln des Flüchtlings nichts ausrichten können, zwischen dessen Armen er, wie in einer Schraube, eingeklemmt war. Beide stürzten zusammen von ihren Pferden auf den Boden herab und im Niederfallen erfaßte Madras die Wange des Gegners mit den Zähnen und begann trotz einem Bullenbeißer zu beißen. Hierauf, als er sah, daß Jener, vom Schmerze gepeinigt, sich loszuwinden suchte, um mit seinem Säbel auszuholen, ließ er plötzlich seine Beute fahren und versetzte ihn mit dem Fuße einen gefährlichen Stoß in den Leib. Das Horn eines Stieres von Murcia hätte keine schrecklichere Wunde hervorbringen können.

Als drei Minuten später die Andern ankamen, fanden sie hier das Pferd keuchend neben ihrem Kameraden, der eben den letzten Seufzer aushauchte, und das Geräusch eines galoppirenden Renners verlor sich allmälig in der Ferne im Gebirge. Sie kehrten nach Arcada zurück, und Madras, durch den unglücklichen Ausgang seines Vorhabens keinesweges entmuthigt, erschien bald wieder auf dem Schlachtfelde, wo er an der Spitze einer zahlreichen Bande durch neue Heldenthaten und große Erfolge seine Waffengefährten rächte, die von ihren Gegnern als Repressalien für die Niedermetzelung der Kassenbedeckung sämmtlich getödtet worden waren.

Nachdem die Karlisten ihre Sache gänzlich verloren hatten blieb für Madras nichts übrig, als Spanien zu verlassen, aber er zog es vor, auf eigene Hand den Krieg gegen die Königin fortzusetzen. Als Bandit verfolgt, leistete er dennoch der Re-

gierung beharrlich Widerstand, bis diese, da sie ihn nie und nirgends erreichen konnte, ihm große Versprechungen machte, um ihn zu gewinnen. Er ging die Bedingungen ein und wurde eine der besten Stützen des Regenten, bis dieser selbst von seinem hohen Posten durch eine Contrerevolution gestürzt wurde das Land, in welchem er einige Jahre fast unumschränkt regiert hatte, als Flüchtling und Geächteter verlassen mußte, und in England ein Asyl fand, wo ihn bald Vergessenheit, das Loos gefallener Größen, dem Auge der Geschichte entzog.

Madras aber, ein hartnäckiger Kopf, der zwar die Gebieter oder vielmehr die Sache, der er diente, wechselte, verließ sie aber dann noch nicht, wenn sie schon völlig verloren war. Es lag in seiner unbeugsamen Natur, bis zum Aeußersten auszuharren, und je gefahrbringender seine Lage wurde, je hartnäckiger hielt er darin aus. Er versuchte also wiederum, auf eigene Hand für den Regenten zu handeln und ihm die Rückkehr möglich zu machen. Das wußte die Regierung und suchte sich seiner zu bemächtigen.

Das war die Periode, in welcher mich dieser kühne Abenteurer kennen lernte, d. h. er hatte die Verwegenheit, sich in Barcelona aufzuhalten und das Theater zu besuchen, wo er mich tanzen sah, und, wie er mir gestand, den Entschluß faßte, sich meiner um jeden Preis zu bemächtigen, und mich dahin zu bringen, ihm freiwillig nach England und von dort nach Amerika zu folgen, woselbst er von seinen erworbenen Schätzen gemächlich leben zu können hoffte.

Nachdem ich dieses vernommen hatte, konnte ich mich dennoch trotz aller Achtung vor einem solchen männlichen Charakter nicht sobald entschließen, ihm eine bestimmte zusagende Antwort zu geben. Ich forderte eine achttägige Frist zur Bedenkzeit, und Madras hielt Wort, er führte mich noch in der-

selben Nacht nach Barcelona zurück und sagte mir, daß er nach acht Tagen wiederkehren würde, sich die Antwort zu holen, welche für sein ganzes Leben entscheiden sollte.

Der Herr Franzose, welcher wahrscheinlich eine Begegnung mit dem tapfern Madras fürchtete, war inzwischen noch am selben Morgen von Barcelona abgereist, nicht ohne mir einen Brief zurückzulassen, der voll Schmähungen war, über welche ich nur lächeln konnte. Ich wünschte dem armen Menschen eine glückliche Reise. Er gehörte zu denjenigen meiner Freunde, die man, vergessen zu haben, niemals bedauert.

Hundertsiebenunddreißigstes Kapitel.

Ein Namensvetter.

Der Engländer. — Die Stierhetze. — Montes der Matador. — Isabellens Rüstung. — Das Escurial. — Eine merkwürdige Liebesgeschichte aus alter Zeit.

Die acht Tage waren verstrichen, — ohne daß ich einen bestimmten Entschluß gefaßt hatte. Ich wollte Madras noch einmal sehen, mit ihm noch einmal sprechen, aber dann mich auch sofort entscheiden. Aber Madras kam nicht. Es vergingen nochmals acht Tage, ich erhielt nicht einmal einen Brief. Ich durchlas die Zeitungen, um vielleicht durch diese irgendwie Nachricht über ihn zu erhalten, aber so viele schlimme Dinge in meinem unglücklichen Vaterlande auch vorgingen, von so vielen Unglücklichen und Verurtheilten die Zeitungen auch Nachricht brachten, weder unter den Glücklichen noch unter den Unglücklichen fand ich den Namen Madras.

Dieser Mann, der so hartnäckig haßt und so hartnäckig liebt, hat dich nicht vergessen, dachte ich, Madras ist nicht der Mann, der sein Leben an eine Laune, an einen Einfall, an eine Eintagsneigung setzt, es muß ihm durchaus etwas zugestoßen sein, was ihn zu kommen hindert; indeß ich wartete

vergebens noch acht Tage, und als er noch nicht kam, betrachtete ich seine Neigung, der er mit so großer Aufopferung anhing, wie einen romantischen Traum, der Name Madras lebte in meiner Seele fort wie eine schöne, poetische Erinnerung.

Welch' eine entsetzliche Weihe sollte diese Erinnerung noch erhalten!

Ich verließ also Barcelona und wählte den kürzesten Weg nach Madrid, wohin mir der eine meiner Reisegefährten, der Engländer, längst voraus geeilt war.

Ich traf daselbst wieder mit ihm zusammen.

Sie kommen gerade zu einer sehr schönen Zeit, sagte er, als ich in demselben Hotel abstieg, welches er schon in Beschlag genommen hatte, zu einer glücklichen Stunde.

So, sagte ich, von diesem Enthusiasmus des sonst so kalten Engländers betroffen, was giebt es denn hier? Wird der große Matador Montes ein Stiergefecht abhalten?

Das nicht.

Wollen die Herren von Madrid wieder einmal eine Revolution machen?

Das nicht.

Nun, vielleicht giebt es einen neuen Finanzminister?

Auch das nicht.

Nun, dann mag es der Guckuk rathen.

Ei, Sie rathen doch sonst so gut.

Freilich, Räthsel, in denen Vernunft steckt.

Nun, ich denke, mein Räthsel hat Vernunft genug.

Auch möglich, vielleicht zu viel für mich.

Nun, das Bekenntniß verdient alle Anerkennung, und nun sollen Sie es auch wissen: in drei Tagen findet hier wieder eine Hinrichtung statt.

Ich weiß nicht, weshalb mich diese doch an sich so gleichgültige Mittheilung wie ein Blitz traf.

Nennen Sie das zur glücklichen Stunde in eine Stadt kommen? fragte ich sehr verdrießlich.

Ei, der tausend, ich denke. Nehmen Sie doch Raison an, es werden fünf Leute auf einmal hingerichtet, und zwar sämmtlich gehängt, und noch dazu befindet sich darunter ein sehr berühmter Spanier, einer der gefürchtesten Banditen, nun, das wird wieder ein schönes Studium. Erst studirt man die Physiognomie, dann die Art und Weise, wie sich ein solcher Mann Angesichts eines gewissen nahen und gewaltsamen Todes benimmt, kurz, man lernt dabei unendlich viel in Bezug auf die Anwendung der Todesstrafen, ihre Nützlichkeit, ihre Nothwendigkeit, ihre Verschiedenheit, das sind Studien, mein Kind, von denen man zum Heil der ganzen Menschheit einmal Gebrauch machen kann. Ich habe mir schon einen sehr schönen Platz ganz in der Nähe gekauft und hoffe, auch noch einen für Sie zu erlangen.

Ich forschte nun nach dem Namen der Todescandidaten und hörte lauter Namen, die ich nicht kannte und von denen ich niemals etwas vernommen hatte, das dämpfte ein wenig meine mir unerklärliche Aufregung, und ich machte mich nun mit dem närrischen Engländer auf den Weg, um Madrid kennen zu lernen. —

Madrid ist schon oft genug von Reisenden beschrieben worden, es will mich aber bedünken, daß nur sehr wenige Beschreibungen der Wahrheit die Ehre geben. — Madrid hat allerdings im Ganzen ziemlich enge Straßen, nur die Straße Alcala hat eine ansehnliche Breite; eben so hat Madrid nicht viele ansehnliche Paläste aufzuweisen, aber die Häuser sehen in der Regel wirklich Palästen ähnlich, so groß sind sie. Der

Prado in Madrid ist bekannt, das Gedränge der Fußgänger und der Equipagen ist daselbst so groß, wie in Berlin unter den Linden, oder in Petersburg am englischen Kai oder auf der Nevska=Perspective. Ein Spaziergang auf dem Prado gehört daher zu den angenehmsten Dingen, die man in Madrid genießen kann. Auffallend war mir eine Erscheinung, wie sie sich auch in Petersburg darbietet. Spanien ist kein Militairstaat, und dennoch habe ich nirgend so viele besternte und decorirte Personen gesehen, wenn ich nicht eben Petersburg ausnehme.

Es giebt wohl nicht noch eine civilisirte Nation, welche so wie Spanien noch ganz im Mittelalter steckt, das gilt von ihm in allen Beziehungen, und ich habe schon gesagt, daß dieses ebensowohl vom Theaterwesen gilt. Die Theater in Madrid sind, wie in ganz Spanien, niemals überfüllt, dasselbe läßt sich aber nicht von dem Amphitheater vor dem Alcala=Thore in Madrid sagen, welches, trotz dem daß es über zehntausend Menschen fassen kann, doch jedesmal überfüllt ist. An jedem Montage finden diese Stiergefechte statt, nnd die großen Matadore, d. h. die Klopffechter, welche die Stiere am besten zu reizen und am tapfersten zu erlegen verstehen, genießen in Spanien ein ebenso großes Ansehen, wie anderswo die großen und berühmten Künstler und Gelehrten. Damals war es der große Montes, welcher in ganz Spanien berühmt war, und dessen Namen alle Welt mit der höchsten Achtung aussprach. Ja, ich selbst hatte der zufälligen Aehnlichkeit meines Namens mit dem des großen Matadors eine sehr große Zuvorkommenheit und einige kleine Vortheile, die mir bei meinem Auftreten auf dem Theater de la Crux sehr gut zu Statten kamen, zu verdanken. Der Theaterdirector rechnete sogar auf diese zufällige Namensvetterschaft und versprach sich ein volles Haus,

und er hatte sich darin nicht getäuscht, denn jeder beeilte sich, eine Verwandte des großen Montes tanzen zu sehen.

Natürlich verlangte es schon die Dankbarkeit, daß ich ebenfalls sobald als möglich das Amphitheater besuchte, um meinen unfreiwilligen Verwandten im Glanze seines Ruhmes zu sehen. Ich fand einen athletisch gebauten Mann mit einem ausdrucksvollen Gesichte und großen schwarzen, leuchtenden Augen, welche mit denen der Stiere um die Wette glänzten. Montes war nicht mehr ganz jung, ich schätzte sein Alter auf 45 Jahre, aber dennoch war er voll Gewandheit und Grazie, eine wahrhaft männliche Schönheit. Ihn so in seinem phantastischen Anzuge mit den wilden, aufgeregten Bestien gleichsam spielen zu sehen, gewährte keinen kleinen Genuß. Es liegt nun einmal im Menschen, durch das Gefährliche angezogen zu werden, es liegt in jeder Menschenseele, selbst in der zartesten, wie mir scheint, etwas Diabolisches, welches an dem Schrecklichen Reiz findet, wenn es in Sicherheit genossen werden kann. Hieraus auch erklärt sich die Vorliebe der Spanier für dergleichen Schauspiele, und man kann sich nicht wundern, daß Montes namentlich der Liebling der Damen ist, die bei seinen Vorstellungen sich noch zahlreicher als die Männer einfinden.

Montes trug eine mit Silber besetzte, ich möchte lieber sagen, bedeckte Jacke, rothe mit Silber besetzte Beinkleider, über die Schultern herab hing ihm ein kurzer Mantel, welcher bei seinen Kämpfen mit den Stieren eine große Rolle spielt. Bewunderungswürdig im hohen Grade ist nun die Gewandheit und Muskelkraft, welche er entfaltet, und nicht allein sich selbst schützt er gegen die Angriffe des wilden Thieres, er bewacht zugleich seine Mitkämpfer, die Torreadores, und schützt sie, sobald sie sich in Gefahr befinden. Nachdem er eine Zeitlang seine Geschicklichkeit gezeigt und den Stier zur höchsten Wuth

entflammt hatte, so daß man jeden Augenblick fürchten mußte, ihn, von seinen Hörnern durchbohrt in seinem Blute fallen zu sehen, versetzte er dem Thiere plötzlich einen heftigen Stoß in das Genick, daß es verröchelnd am Boden lag.

Nun erscholl nicht enden wollender Beifall, Montes war der König des Augenblicks, und es gab keine Person in ganz Spanien, welche in diesem Augenblick im Stande gewesen wäre, die Aufmerksamkeit von dem Matadore ab und auf sich zu lenken.

Nachdem ich dem großen Montes meinen Tribut der Bewunderung gezahlt hatte, machte ich mich daran, andere Merkwürdigkeiten der spanischen Residenzstadt zu sehen: Ich sah die Rüstkammer mit ihren merkwürdigen Waffen alter classischer Waffenschmiede. Zur Zeit, als die Kanonen noch nicht das letzte Auskunftsmittel, oder, wie man zu sagen pflegt, die **ultima ratio regum** der streitenden Mächte war, spielten die Waffen eine noch bei weitem größere Rolle, als heut zu Tage, wo das Pulver vorherrschend ist, und es gab Waffenschmiede, die zu einem großen und, wenn man sich so ausdrücken darf, classischen Rufe gelangten. Die Alten setzten, wie bekannt, sogar einen ihrer Hauptgötter, zum Waffenschmied ein, und Vulkans Harnische und Schilde sind berühmt. Im sechszehnten Jahrhundert thaten es die Waffenschmiede in Toledo allen andern zuvor, und es wird mit den Waffen von dieser hohen Herkunft ein eben solcher Handel und auch ein eben solcher Betrug getrieben, wie mit den griechischen und römischen Antiken.

Ich sah die Rüstung, welche die Königin Isabella bei der Belagerung von Granada trug, auch ihren Wagen sah ich, der zwar ganz schwarz, aber auf das Bunteste verziert ist. Ein anderer Wagen, welcher ganz von Eisen und mit Bronze be-

schlagen ist, gehörte Ferdinand VII. Auch einige Waffen von Ferdinand Cortez und Franz Pizarro wurden mir gezeigt, und ich dachte daran, wie ruhig mir diese Waffen vorgezeigt wurden, mit denen ein paar heldenmüthige, thatkräftige Männer Spaniens eine ganze Welt eroberten, deren Schätze dieses Land zum reichsten der Erde hätten machen müssen. Aber was hat Spanien von allen seinen Schätzen noch aufzuweisen? — Wahrlich, was eine intolerante Regierung aus einem Lande machen kann, davon liefert Spanien ein trauriges Beispiel. Ferdinand der Katholische hat die edle Blüthe der arabischen Literatur in Spanien erstickt, Philipp II. hat sein Land den Jesuiten und der Inquisition preisgegeben und Frankreich, England, Preußen haben diesen Früchten einer Intoleranz ihren Flor zu verdanken, indem diese Staaten vernünftig genug waren, Spaniens Beispiel unnachgeahmt zu lassen.

Daß ich das Escurial sah, versteht sich von selbst. Ich fuhr in Begleitung meines Engländers auf einem mit vier Maulthieren bespannten Wagen dahin. Wir brauchten einen ganzen Tag, um diese kleine Reise zu machen, und ich ärgerte mich sehr, als ich mich erinnerte, daß ich von Berlin nach Sansfouci kaum dreiviertel Stunden gebrauchte. Für diesen Aerger und die unangenehme, schläfrige Reise, die mir mein Reisegefährte durch Beschreibung aller Hinrichtungen, die er in seinem Leben gesehen hatte, abzukürzen suchte, entschädigte mich Escurial nicht ganz.

Das Escurial ist ein so riesenhaftes Gebäude, daß man es nicht ohne Staunen ansehen kann und bewundern muß, selbst wenn man von Rom kommt. Die Kirche, welche dem heiligen Laurentius gewidmet, hat die Form eines Rostes. In dieser Kirche starb Philipp II. eines langsamen, qualvollen Todes, aber sein Schmerzenslager war so eingerichtet, daß

er von demselben aus auf den Altar der Kirche schauen konnte. Drei Jahre lang mußte dieser Mann so gefesselt auf seinem Schmerzenslager daliegen, bis er endlich todesmatt und gefoltert von den entsetzlichsten Phantasien die Welt verließ, welche er selbst mit allen denkbaren Schrecken erfüllt hatte.

Im Escurial machte ich auch eine neue Bekanntschaft. Wir trafen daselbst mit einem Amerikaner zusammen, welcher jung, ungemein geistreich und aufgeweckt war. Ich mußte herzlich lachen, wie gut er die Passion meines Freundes auszubeuten wußte, indem er ihm eine Menge Kopfabschneidegeschichtchen erzählte, die er in Amerika gesehen haben wollte, an denen aber, wie er mir später versicherte, kein wahres Wort war. Indessen gewährte mir seine Unterhaltung vielen Spaß, und wir kehrten vergnügter nach Madrid zurück, als wir von dort abgereist waren.

Interessant war mir ein alter französischer Rechtshandel, welchen der junge Amerikaner, welcher sich lange in Paris aufgehalten hatte, uns kurz vor unserer Ankunft in Madrid erzählte. Wir sprachen nämlich von den Frauen, der Ehe und Gott weiß, von welchen Dingen noch, die zu diesem alltäglichen Kapitel gehören, und dies führte den Amerikaner auf seinen Rechtshandel.

In einem Artikel des französischen Gesetzbuches, welcher 1639 von Ludwig **XIII.** bestätigt wurde, heißt es nämlich:

„Jeder, der eine minderjährige Person unter fünf und zwanzig Jahren unter einem Heirathsversprechen oder irgend einem andern Vorwande ohne Wissen, Willen und ausdrückliche Zustimmung des Vaters, der Mutter, oder der Vormünder verführt hat, soll mit dem Tode bestraft werden, ohne Hoffnung auf Begnadigung und Verzeihung, ungeachtet aller vorgebrachten Einwilligungen, die die Minderjährige zu derselben

Entführung oder schon vorher gegeben haben möge. Und auf gleiche Weise sollen alle diejenigen mit außerordentlicher Strafe belegt werden, die an der besagten Entführung Theil genommen und die ihren Rath, Gelegenheit, und Beistand in irgend einer Art dazu hergegeben haben."

Gegen Ende des sechszehnten Jahrhunderts verliebte sich ein junger Edelmann, aus Suez in der Normandie, als Student zu Angers in die ungefähr zwanzig Jahr alte Tochter eines Bürgers von Angers, in Renée Corbeau welche, da sie sah, daß Jener von ihren Reizen so eingenommen sei, sich ein Eheversprechen von ihm geben ließ. Renée, die, im Vertrauen auf dies Versprechen, den Bitten ihres Liebhabers nachgab, konnte bald die Folgen ihrer geheimen Verbindung nicht mehr verbergen. Die Mutter bemerkte es und theilte es ihrem Gatten mit. Unter ähnlichen Umständen werden oft die Eltern zu Tyrannen gegen ihre eigenen Kinder, die Eltern unserer Renée Corbeau waren dagegen besser berathen. Nachdem sie lange mit einander überlegt, wie sie den jungen Edelmann zur Erfüllung seines Eheversprechens nöthigen könnten, ward endlich in Verabredung mit ihrer Tochter folgender Entschluß gefaßt. Es sollte heißen, daß Vater und Mutter an dem nächsten Tage zehn Meilen von Angers verreisten, und die Tochter sollte ihrem Liebhaber ein trauliches Rendezvous geben. Also geschah es auch, Vater und Mutter waren verreist, und der junge Student fand sich bei seiner Geliebten ein. Aber bald ward derselbe in seiner heimlichen Unterredung durch ein ungewöhnliches Geräusch gestört. Die Thüre des Zimmers öffnete sich plötzlich, und Vater und Mutter, in Begleitung von Notarien und Zeugen, kamen herbei, um die frische That zu konstatiren. Der junge Mann, der sich im Netze gefangen sah, trug keinen Augenblick Bedenken, er bekannte sogleich im Beisein der Zeugen,

daß Renée seine Frau sei, daß er sie zu heirathen versprochen, und erbot sich, auf der Stelle den Ehekontract zu unterzeichnen. Der Notar hatte denselben bereits abgefaßt, und der Rechtsact ward unmittelbar darauf durch die Unterschrift der Parteien vollzogen.

Nach diesem Vorfalle suchte sich der junge Edelmann, wie man leicht vermuthen kann, den Blicken und üblen Nachreden aller jungen und alten Gevatterinnen der guten Stadt Angers bald zu entziehen. Als gut gearteter Sohn reiste er geraden Weges nach Séez zu seinem Vater, um ihn von seinem Abenteuer in Kenntniß zu setzen. Dieser mißbilligte nun die ohne seine Einwilligung geschlossene Ehe, und so kläglich der Sohn auch that, blieb der Vater doch unerschütterlich, er wollte seinem Adelsstande in der Person seines Kindes nichts vergeben. Der junge Mann trat, sei es aus eigenem Antriebe oder auf die Eingebung seines Vaters, um sich außer Stande zu setzen, den geschlossenen Ehevertrag zu erfüllen, in den geistlichen Stand und nahm die Weihen an.

Inzwischen erfuhr die Familie Corbeau, nachdem sie lange Zeit die Ankunft des Verlobten vergeblich erwartet hatte, was mit demselben vorgegangen war. Sogleich reichte der beleidigte Vater beim Kriminalrichter von Angers eine Klage ein. Derselbe stellte, dem Gesetze gemäß, gegen den Ex-Studenten die Untersuchung wegen des Verbrechens der Verführung an und erkannte auf einen Verhaftsbefehl gegen ihn. Der junge Mann appellirte gegen dieses Erkenntniß beim Parlament, allein er verlor seinen Prozeß. Das Parlament verurtheilte den Studenten von Séez zum Strange, wofern er nicht lieber das Mädchen heirathen wollte.

Der letztere Zusatz scheint im Widerspruch mit den über den Gegenstand ergangenen königlichen Ordonnanzen zu stehen,

da diese die Ehe zwischen dem Verführer und der Verführten verbieten; indessen wird jene Klausel jedem Todesurtheil wegen des Verbrechens der Entführung und Verführnng hinzugefügt und gründet sich auf eine besondere Bestimmung des kanonischen Rechtes.

Jedenfalls würde der unglückliche Edelmann es vorgezogen haben, lieber zur Hochzeit, als zum Galgen zu gehen, allein wegen der heiligen Weihe war es ihm unmöglich, zu heirathen; er sah sich demnach genöthigt, das Urtheil anzuerkennen und die Execution in's Werk setzen zu lassen, das ganze Volk war vor dem Gerichtshofe versammelt, mitten auf dem Platze sah man den Galgen aufgerichtet, eine schwarze Fahne flatterte oberhalb des rothangestrichenen Schaffots. Die Menge beklagte den Unglücklichen und tadelte die Strenge des Urtheils. Zu allen Zeiten haben die Menschen die Vergehungen der Liebe leicht entschuldigt. Nur einige alte bigotte Jungfern, die ohne Zweifel für ihre eigene Unschuld besorgt waren, billigten die barbarische Justiz und glaubten genug zu thun, indem sie in ihren Gebeten den Verurtheilten der Barmherzigkeit Gottes empfahlen. Der arme Sünder ward in die Kapelle abgeführt, wo er mitten unter einer Menge Büßender das Abendmahl nahm. Der in eine rothe Kappe gehüllte Scharfrichter kniete neben dem Opfer nieder und mischte seine Stimme unter den traurigen Gesang der Anwesenden.

In diesem Augenblicke erschien plötzlich Renée Corbeau, von Liebe und Mitleiden für ihren Geliebten durchdrungen, sie zieht durch die Schaar der Thürsteher und tritt in das Zimmer ein, wo der Gerichtshof versammelt ist, sie wirft sich schluchzend zu den Füßen der Richter nieder und hält eine begeisterte Anrede an sie, um den jungen Mann zu entschuldigen. Sie klagt sich selbst wegen des Unglücks an, das er

leidet, und bittet, wofern man ja dabei beharren sollte, ihn zu tödten, daß man sie mit ihm zugleich das Schaffot besteigen lasse, da sie auch die Missethat zugleich mit ihm verübt habe. Sie fleht demüthig zum Gerichtshofe, Mitleiden mit seiner unerfahrenen Jugend zu haben, und sagt, daß es noch ein Mittel gäbe, den jungen Mann zu retten, der Gerechtigkeit zu genügen und zugleich ihre beleidigten Eltern zu befriedigen. Wenn auch der Verurtheilte die Weihen empfangen habe, fügte sie hinzu, so könnte er doch Dispensation erhalten, um zu heirathen, und Gott scheine in seiner Güte und Barmherzigkeit gerade auch zu diesem Zwecke den Legaten von Rom hergesandt zu haben, der in einigen Tagen herkommen würde; der Legat habe die Machtvollkommenheit von Seiten des Papstes, er vermöge das Vergehen des jungen Mannes zu sühnen, ihn der Weihen zu entbinden, und somit ihm die Fähigkeit zu ertheilen, sich zu verheirathen und die Wahl zu vollziehen, die ihm zufolge des Urtheils freigestellt sei.

Sie sprach mit so rührenden Worten, daß auch der Gerichtshof davon bewegt wurde, und obgleich nach der Strenge der Kriminalordnung die Todesurtheile an demselben Tage, an dem sie ausgesprochen, auch vollstreckt werden sollten, erging dennoch die Verordnung, daß, bevor man diesmal die Execution in's Werk setze, der Verurtheilte noch mit sich zu Rathe gehen möge.

Als der Legat, der nachmalige Papst Leo XI, den Bericht über die Sache vernommen hatte, fand er, nachdem er sich mit den Doctoren und Prälaten, die ihn begleiteten, darüber besprochen hatte, den vorliegenden Fall so abscheulich und schändlich, daß er den Verurtheilten keiner Verzeihung würdig hielt. Vergebens unternahmen es die vornehmsten Herren des Reichs, so wie die schönsten Damen, sich für den unglück-

lichen jungen Mann und das muthvolle Mädchen zu verwenden; keine Bitten vermochten, den Priester zu erweichen und ihn zur Gewährung der Dispensation zu vermögen.

Endlich nahm sich der König selbst der Sache an, und nur auf diese Fürbitte des Königs ergab sich der Legat. In Folge der Dispensation entschloß sich der junge Mann, zur Ehe zu schreiten. Die Wahl konnte ihm eben nicht schwer werden. Die jungen Leute wurden nun in derselben Kapelle getraut, welche Zeugin der Todesangst des Bräutigams gewesen war.

Bald darauf führte der junge Edelmann seine Gattin nach seiner Heimath zu Séez ab, wo er mit ihr in der schönsten Eintracht und der glücklichsten Häuslichkeit lebte.

Hundertachtunddreißigstes Kapitel.

Madras.

Das Schaffot.

Mein Engländer hatte richtig noch einen Platz für mich erwischt, und ich mußte es mir schon gefallen lassen, sehr nahe dem Schaffotte der Execution mit beizuwohnen. Es sollten, wie gesagt, fünf Verbrecher, sämmtlich wegen politischer Vergehungen, gehängt werden.

Der Engländer holte mich schon fast gleich nach Mitternacht aus meiner Behausung ab. Ich sollte mir einmal eine Hinrichtung nach seiner Meinung recht gründlich ansehen und alle Vorbereitungen zu derselben studiren. Ich hatte zwar anfänglich sehr wenig Lust zu einem solchen Studium, konnte aber nicht umhin, seinem hartnäckigen Zureden endlich nachzugeben und ihm vollkommen freie Hand zu lassen. Er hatte sogar mit der Familie, in deren Hause wir unseren Standpunkt nehmen sollten, verabredet, daß wir die Nacht daselbst zubringen würden. Das schlug ich aber entschieden aus und sagte nur zu, daß er mich, so früh er für gut befände ab=

holen könne. Freilich verließ ich mich bei diesem Versprechen auf die Gewohnheit des Engländers, welche mir bekannt war. Ich wußte, daß er nur sehr spät das Bett verließ, und hoffte also gemächlich ausschlafen zu können. Man denke sich nun mein Erstaunen, als ich gleich nach Mitternacht von diesem sonderbaren Menschen allarmirt wurde und nun gut oder böse ihm folgen mußte.

Ich fand in dem fremden Hause Alles zu unserem Empfange vorbereitet. Wahrlich, man mußte glauben, daß es hier irgend eine angenehme Feierlichkeit gelte. Das Haus war außerordentlich festlich geschmückt und der Tisch war mit jenem vortrefflichen Nationaltrank der Spanier besetzt, welchen sie gut zu bereiten verstehen. Die Chokolade ist den Spaniern, was den Russen der Thee ist, und so wurden wir denn auch gleich mit diesem angenehmen Getränke regalirt.

Während wir nun in aller Gemächlichkeit den süßen Trank schlürften, hörten wir das Pochen der Hämmer, deren sich die Zimmerleute zur Errichtung des Schaffots bedienten, und wurden so unaufhörlich an die tragische Scene erinnert, welche so bald unter unseren Augen vorgehen sollte. Bei dem düsteren Schein der Lampen konnten wir nur gleichsam instinktmäßig ihre Arbeit verfolgen, aber man konnte leicht bemerken, daß eine lange Gewohnheit, oder wahrscheinlicher der Instinkt des Handwerks, diese Arbeitsleute gegen ihr Werk ganz gleichgültig machte, obgleich das, was sie thaten, das Vorspiel einer schauerlichen Tragödie war. Während sie das Schnellbrett zurecht legten, auf welches die unglücklichen Verurtheilten sich stellen sollten, sprachen und lachten sie, als ob sie eben die Bretter zu einem Theater für den Harlequin bearbeitet hätten. Links von uns, wo sich eine Kirche befand, waren andere Handwerker nicht minder thätig, unter der Leitung der Polizei Bar=

rieren quer über die Straßen zu errichten, um die Menge in Sectionen zu theilen. Aus der Stärke der Pfähle und aus der Art, wie man sie in die Erde befestigte, errieth man das ganze Interesse, welches das Werk dieses Tages einflößen mußte. An der Stelle, über welche hinauszugehen dem Publikum verboten war, entdeckte man die stärksten Pfähle.

Je mehr das Tageslicht den Platz erhellte, um so deutlicher konnten wir das Wogen des Volkes erkennen, das aus allen anliegenden Straßen herbeiströmte, auch hatten die Arbeiter, obgleich von den Polizeibeamten zur Eile angespornt, kaum Zeit gehabt, ihre Arbeiten zu beendigen, als schon die Zuschauer um sie eine dichte Masse bildeten. Bald erfuhr man, daß während der Nacht zwei Kavallerie-Regimenter in den Umgebungen des Gefängnisses aufgestellt waren, ohne daß man den Ort anzugeben wußte, an welchem sie standen. Das Gefängniß befand sich ebenfalls nahe dem Schaffote, aber ich konnte nicht die geringste Spur von dieser verborgenen Macht entdecken. Es schien mir wohl, als erkannte ich etwas, wie eine Offiziers-Uniform, hinter einer Thür, die einen Augenblick geöffnet wurde, um einen berittenen Courier einzulassen, aber gewiß hätte Niemand sagen können, wo die Soldaten waren, noch, wie hoch sich ihre Zahl belief, obgleich überall die Meinung herrschte, daß beträchtliche Heeres-Abtheilungen außerdem noch anrücken würden, wenn ihr geheimnißvoller und präventiver Einfluß nicht hinreichen sollte, dem Ungestüm des Volkes Einhalt zu thun; glücklicherweise herrschten Ordnung und Schweigen fast allgemein.

Während der ganzen Zeit, welche zwischen dem Tagesanbruch und der Ankunft der Verurtheilten verfloß, vernahm man ein Summen, das dem Gemurmel der Woge glich, das unter einem tropischen Klima sich leise erhebt, wenn die

launenhaften Stöße des Landwindes ihren so fernen Ton an unser Ohr tragen, daß man nicht sagen kann, ob es das Rauschen der Palmenblätter oder der leichte Wellenschlag des Meeres zwischen den Kieseln und Korallen des einsamen Ufers ist.

Die verhängnißvolle Stunde nahte; schon war in dem Zimmer, in welchem ich mich befand, das Vertrauen auf uns selbst geschwunden, wir sprachen nicht mehr mit derselben Unbefangenheit, sondern mit leiser Stimme und mit zitternder Unsicherheit, ich und alle Frauen im Hause waren besonders sehr verstimmt, und ich bereute es, hierher gekommen zu sein und wünschte wieder nach Hause zu gehen, dies war jedoch jetzt ein Ding der Unmöglichkeit. Zwei Herren schienen anfänglich auch geneigt, sich zurückzuziehen; aber da man nicht daran denken konnte, sich durch die dicht gedrängte Masse des Volkes durchzuschlagen, so gaben sie ihren Plan bald auf und sprachen sich und den Damen zu dem bevorstehenden Trauerspiele Muth ein. Nur mein Begleiter hatte nicht die entfernteste Absicht, vom Platze zu weichen, trotzdem, daß sein Puls immer räschere Schläge that und ihm das Blut auf Augenblicke in's Gesicht stieg, so sehr beschäftigte ihn die Zurüstung zu dem furchtbaren Drama und das Studium der Physiognomien, welche wir in der ersten Reihe der Menge unterscheiden konnten. Auch wuchs meine Neugierde von Augenblick zu Augenblick, so daß endlich mein Zartgefühl der gewaltsamen Aufregung wich, die sich meiner bemächtigte.

Ungefähr um acht Uhr strengte sich die Sonne vergebens an, durch die Nebelschicht zu bringen, welche sich an diesem Tage um den Himmel zu Madrid gelagert hatte. Das Pochen der Hämmer auf dem Schaffot und längs der Barrièren hörte nach und nach auf; die Arbeiter verschwanden, und wir konnten rechts und links nur noch eine dichte Masse von Köpfen

bemerken. Auf den Dächern der Häuser und an allen Fenstern war kein Platz leer, und doch herrschte in diesem ängstlichen Augenblicke ein so tiefes Schweigen, daß, wenn wir die Augen schlossen, wir hätten denken können, die Straßen seien ganz öde.

Eine Viertelstunde vor acht Uhr fing die Glocke auf der Gefängnißkirche ihr dumpfes Grabgeläute an, alle Blicke wendeten sich nach der Thür des Gefängnisses, eine Plattform führte von dieser Thür auf das Schaffot, das mit einer schwarzen Decke überzogen und mit Sägespänen bestreut war. Die ersten Gegenstände, welche die Aufmerksamkeit fesselten, waren die fünf Särge, welche von dem Henker und seinen Gehülfen unter dem Galgen parallel aufgestellt waren. An dem oberen Ende des ersten Sarges, der ohne Zweifel für den Anführer der Verschworenen bestimmt war, stand ein Holzblock, der für den Akt des Kopfabschneidens dienen sollte. Eine oder zwei Minuten vor der letzten Stunde, die für diese unglücklichen Menschen schlagen sollte, bestieg ein Geistlicher langsam das Schaffot und las dabei das Gebet, unmittelbar folgten ihm die Verurtheilten, ich strengte mich an, seine Gesichtszüge genau zu erkennen, und ein Schrei der schmerzlichsten Ueberraschung entfloh meinen Lippen.

Es war Madras. — — —

Aber hätte ich in diesem Augenblick wohl irgend Jemandem eingestehen mögen, daß ich mit diesem Manne, der den schnödesten Henkertod in diesem Augenblick sterben sollte, irgend eine Verbindung, wenn auch der unschuldigsten Art, gehabt? Ich hatte dazu nicht den Muth, und so verdammte ich mich selbst, mit starrem Blick der schrecklichen Vernichtung eines Menschenlebens zuzuschauen, das würdig war, — den Heldentod zu sterben.

Madras, der, wie mir nun klar wurde, allerdings noch einen andern Namen führte, stieg mit festen Schritten auf das Schaffot und nahm am untern Ende des Sarges den ihn vom Henker angewiesenen Platz ein, dann lenkte er seine Blicke ruhig, und ohne daß die geringste Aufregung in seinen Zügen sichtbar war, bald nach dieser, bald nach jener Seite. Seine Hände schienen festgeknebelt und seine Ellenbogen auf dem Rücken gegen einander gebunden zu sein; das eine Ende des Strickes, der dazu dienen sollte, ihn zu hängen, war zu einer Schleife zusammengelegt und lag auf seinem Halse, der bis auf die Schultern entblößt war, das andere Ende war auf die Hände herabgerollt.

Mit meiner Lorgnette konnte ich nicht die geringste Veränderung in seinen Zügen entdecken, die einzige Bewegung, welche einer Aufregung gleichen konnte, zeigte sich, als er den Fuß auf das Schaffot gesetzt hatte.

In diesem Augenblick war die Sonne mitten durch den Nebel sichtbar geworden, und Madras erhob seine Augen mit einem melancholischen Gefühle, als wenn er mit Schmerzen daran gedacht hätte, daß er zum letzten Male das Licht des Tages erblickte. Hierauf wandte er sich nach dem Volke, aus dessen Mitte sich ein leises Murmeln erhob, dessen Sinn zweideutig war, da es weder Beifall, noch Haß, sondern nur, wie ich glaube, ganz einfach das Erstaunen ausdrückte, auf einmal den Mann zu sehen, der seit einiger Zeit die Phantasie so lebhaft beschäftigte. Vielleicht ist es wahr, daß die Menge, die, schaulustig und immer besorgt, es möchte ein Umstand ihr Vergnügen unterbrechen, ihre Erwartung täuschen, zu solchen Scenen herbeiströmt, eine Art wilder Genugthuung empfindet, wenn sie endlich den Haupthelden bemerkt.

Von dem Dache eines Hauses rief eine Stimme: Gott

segne Dich! Madras machte hierauf eine leichte Verbeugung, aber der Mann, welcher die Execution leitete, hieß ihn, sich umzukehren, so daß sein Gesicht nach einer Straße gerichtet war, wo verhältnißmäßig weniger Menschen standen. Madras unterwarf sich ohne Widerstand dieser Veränderung seiner Stellung und sprach einige Worte, welche wir aber nicht verstehen konnten. Er schien sich zu entschuldigen, daß er nicht wüßte, wie er sich in einer für ihn so neuen Lage benehmen sollte. Er machte keine Bewegung mehr, nur drehte er sich noch ein oder zweimal um und ließ seine Blicke von einem Fenster zum andern schweifen, als ob er dort vergeblich nach Sympathie gesucht hätte.

Ich verbarg mich, so viel ich konnte, so daß ich von dem Unglücklichen nicht bemerkt wurde.

Man darf bei Beurtheilung dieser Unglücklichen nicht vergessen, daß, wenn sie auch wegen ihrer Verschwörung gegen die Regierung mit Recht den Tod verdient hatten, sie in der vollen Ueberzeugung gehandelt haben konnten, nicht bloß nach einem redlichen, sondern sogar sehr patriotischen Ziele gestrebt zu haben. Ich denke nicht daran, ihr Verbrechen in gutem Lichte darzustellen, aber können wir nicht, ohne inkonsequent zu sein, für diese so sehr befangenen und irregeführten Männer, welche sich einer großen und ehrenvollen Sache geopfert zu haben glaubten, stets eine Sympathie empfinden? Zwar wurden in dem Kampfe, der ihrer Verhaftung vorausging, einige Polizeibeamte und Soldaten getödtet: wären sie nicht des Hochverraths überführt worden, so würden sie wegen Todschlags verurtheilt und mit Recht zum Tode geführt worden sein. Aber dieser Umstand kann zufällig genannt werden, er lag nicht in ihrem Plane, und ihr Verbrechen, so abscheulich es auch sein mochte, gehörte doch zu einer Klasse von Ver=

brechen, welche nach der Meinung der Welt von jenen Attentaten verschieden war, die durch die gemeine Liebe zum Gelde oder durch teuflische Rachsucht eingegeben werden.

Man kann also nicht zweifeln, daß diese durch das Gericht des Landes verurtheilten Männer, bei ihrer männlichen Zuversicht in ihren letzten Augenblicken, nicht bloß die Ueberzeugung ihres durch Zufall verrathenen Patriotismus, sondern auch noch das Vertrauen auf das sympathische Mitleid des Volkes hatten, das hier versammelt war, um sie sterben zu sehen. Und doch hatten sie zuversichtlich nicht die mindeste Aussicht auf Befreiung; im Gegentheil, das Volk von einer durch ihre viele politischen Verurtheilungen verhaßten Regierung befreit, wenn auch mit der bestehenden ebenfalls unzufrieden, hätte bei ihrer Befreiung sicher unthätig zugeschaut.

Zwei bis drei Minuten nachher erschien ein anderer der Mitschuldigen auf dem Schaffotte und nahm seinen Platz neben seinem Chef ein. Er stieg hastig und mit aufgeregter Miene die Leiter hinauf und war augenscheinlich im Innern sehr bewegt. Er sah mehrmals auf die Menge, lehnte aber, wie Madras, höflich, aber entschieden jede Unterredung mit dem Geistlichen ab. Bald wurde der zweite Verurtheilte auf einmal fast unbeweglich, und ich merkte an seinem Ausdrucke, daß er schon eine Vorempfindung von der unglücklichen Katastrophe hatte, die bald folgen sollte. Während dieser Zeit beobachtete das Publikum ein feierliches Schweigen. Das Gemurmel hatte sich gelegt, Niemand rührte sich, aber in dieser dicht gedrängten Menge hätte sich auch Niemand rühren können.

Nun kam der dritte Verurtheilte, dessen Betragen von dem der Uebrigen so verschieden war, daß ich ihn, wenn es unter diesen Umständen nicht unmöglich gewesen wäre, für betrunken gehalten haben würde. Indem er sich gegen die Kirche

wandte, grüßte er dreimal das Volk, sprach viel und wollte die Versammlung anreden. Madras aber bat ihn mit der Miene eines Mannes, der es gewohnt ist, daß ihm Andere gehorchen, mehrmals ruhig zu bleiben.

Dieser dritte Verurtheilte schien so sorglos oder so leichtsinnig zu sein, daß es sogar unschicklich aussah; als er mit dem Fuße den Sarg berührte, in den er bald gelegt werden sollte, hätte man glauben sollen, er sei ohne alles moralische Gefühl, doch dies Alles schien nur eine äußere Täuschung zu sein, den Abend zuvor hatte er noch drei Briefe geschrieben, einen an seine Frau, einen an seine Tochter, und einen an seinen kleinen Sohn, den er, wie aus seinem Briefe hervorgeht, sehr liebte. Man kann die Echtheit dieser Dokumente nicht in Zweifel ziehen; sie zeigen uns erstens, daß man die Menschen nicht nach dem äußern Schein beurtheilen soll, dann daß die besten Empfindungen unserer Natur höchst selten bekannt werden, wenn sie von Menschen niederen Ranges ausgesprochen werden. Gesetzt, der folgende Brief wäre von einem vornehmen Demokraten in dem Augenblicke, wo er auf dem Schaffotte für das Verbrechen des Hochverrathes büßen sollte, geschrieben worden, so würde er die Menschen weit lebhafter interessirt haben, als der Brief dieses unbedeutenden Verurtheilten.

Mein lieber kleiner William, ich hoffe, daß Du zu der Zeit, wenn Dein Vater nur Staub und Asche sein wird, diese Zeilen wirst lesen können. Mein liebes Kind, ich hoffe, daß Du das unglückliche Ende Deines armen Vaters in Deinem Herzen bewahren und kein Vertrauen auf die Menschen setzen wirst, denn die Betrügerei, die Verdorbenheit und die List der Menschen gehen über alle Begriffe. Mein liebes Kind, ich hoffe, daß Du ein braver Mann in der Gesellschaft werden wirst, und ich

bin der Meinung, daß der Weg, welchen Du einschlagen mußt, darin besteht, rechtschaffen, vernünftig, arbeitsam und aufrichtig in Deinen Handlungen zu sein, und Deinen Nächsten das zu thun, was Du wünschest, daß sie für Dich thun sollen. Mein liebes Kind, setze Dein Vertrauen auf Gott und mißtraue jeder spitzfindigen und schmeichlerischen Zunge. Mein liebes Kind, sei ein gutes, sanftes Kind, gehorche Deiner Mutter und tröste sie ... und sei gegen Deine Schwester ein zärtlicher Bruder. Mein liebes Kind, ich hoffe, daß Du meine letzten Lehren befolgen wirst. Von der Hand Deines zärtlichen und unglücklichen Vaters.

Wer wollte nach der Lectüre dieser rührenden Zeilen die Wirkung verkennen, die solche und in einem solchen Augenblick geschriebenen Ermahnungen hervorbringen müssen!

Nun erschien ein Mohr, welcher der Einzige unter den fünf Unglücklichen war, der einige Spuren von Reue oder, wie man es nennt, von Unruhe zeigte. Er hatte wenigstens eine sehr traurige Miene, es schien mir, als ob er zitterte, als er sich neben diejenigen stellte, deren Verbrechen und Verurtheilung er getheilt hatte. Sein Schritt war jedoch fest, und er grüßte achtungsvoll die Menge, als er auf dem Schaffotte angekommen war, aber er sprach nicht ein einziges Wort. Er allein ließ sich ohne Wiederstreben seine Mütze bis über die Augen hinabziehen und gab sogar sein Taschentuch her, das er in der Hand hielt, um es sich um das Gesicht binden zu lassen.

Endlich kam im grellen Widerspruch mit dem armen Schwarzen ein Mann, der höchst leichtfertig zu sein schien, denn nachdem er seinen Platz erhalten hatte, nahm er ganz gleichgültig eine Prise Taback und schleuderte mit einer trotzigen Miene seine Schuhe weit von sich; dies that er, wie es schien,

um seine Großmutter Lügen zu strafen, die ihm, da sie frühzeitig in ihm seine Galgennatur entdeckt und das Schicksal vermuthet hatte, dem er bestimmt sein würde, prophezeit hatte, daß er in seinen Schuhen sterben würde.

Der Henker, der von Anfang bis zu Ende sich sehr ungeschickt zeigte, stieg hierauf, mittelst einer Leiter, bis an den Querbalken des Galgens, an welchem er das Ende des Strickes befestigte, dessen Schleife vorher um den Hals des unglücklichen Madras gelegen hatte. Es gewährte ein peinliches Gefühl, den Strick so ungeschickt an dem Balken befestigt zu sehen, daß man jeden Augenblick, daß er nachgeben würde, befürchten mußte. Nachdem endlich die fünf Stricke, so gut es eben ging, befestigt waren, und der Henker herabgestiegen war, näherte sich der Geistliche und bemühte sich mit lebhafter Theilnahme, den fünf Unglücklichen religiöse Tröstung zuzusprechen. Mit Ausnahme des reuigen Negers zeigte Keiner die geringste Neigung, den dargebotenen Trost anzunehmen. Einer, ich erinnere mich nicht mehr, welcher, antwortete sogar spöttisch dem Priester, worauf ihm Madras befahl, seine Zunge im Zaum zu halten. Vermuthlich durch diese verständigen Worte ermuthigt, wandte sich der Priester nun nochmals an Madras, der jedoch mit dem Kopfe schüttelte und ihm erwiderte: „Es ist vergeblich, mein Herr, ich bitte Sie, mich nicht zu belästigen" oder etwas Aehnliches.

Einige Minuten später vernahm ich ganz deutlich, wie Madras zu seinem nächsten Nachbarn sagte: „Bald werden wir das große Geheimniß kennen lernen," diese Worte wurden mit einer festen Stimme ausgesprochen, und ich muß sagen, daß das ganze Betragen in seinen letzten Augenblicken dem Charakter dieses Mannes entsprach, der sich für den Märtyrer einer guten, politischen Sache hielt. —

Nachdem der Henker Alles beendet hatte, was auf dem Schaffotte zu thun war, nahm derselbe die Leiter weg und lehnte sie neben einen Riegel, welcher das Schnellbrett, auf welchem die fünf Verurtheilten standen, in seiner horinzontalen Lage hielt; aber ehe er diesen Posten einnahm, zog er über ihre Augen die Mütze, mit welcher man gewöhnlich den Kopf derjenigen bedeckt, welche die große Reise in die Ewigkeit thun sollen.

Der Geistliche war vor ihnen stehen geblieben, mit einer nicht geöffneten kleinen Bibel in der Hand, aber die Finger, die zwischen den Blättern staken, bezeichneten die verschiedenen Stellen, die er aufgesucht hatte, um die Aufmerksamkeit dieser Unglücklichen in Anspruch zu nehmen.

Das Todeszeichen sollte gegeben werden, die Menge, die es wußte, beobachtete das feierlichste Schweigen, so weit als ihre gedrängten Reihen sich erstreckten, und ich glaubte, indem ich diese so erschreckende Scene überschaute, daß ich das Klopfen meines Herzens hören konnte. Noch einige Secunden, und diese fünf menschlichen Wesen, jetzt noch voll Leben und im Besitz aller Fähigkeiten der vernünftigen Kreaturen, sollten weiter nichts als eine unbelebte Masse bilden, und ihre Seelen sollten, wir wußten nicht wohin, entfliehen. Aber welches auch die Gedanken über diesen ernsten Gegenstand sein mochten, es war vielleicht Niemand in dieser Menge, der nicht den Eindruck des schrecklichen Beispiels, das ihm gegeben werden sollte, empfunden hätte. Auch in unserm Zimmer war, der meinigen nicht zu gedenken, die Aufregung sehr stark, die Frauen, welche eins der Fenster besetzt hielten, wurden immer unruhiger und sanken in Ohnmacht, und die Männer waren nahe daran ihrem Beispiel zu folgen.

Ich weiß nicht mehr, worin das Zeichen bestand; ehe der

verborgene Riegel zurückgeschoben wurde, schien die Plattform, worauf Madras und die vier Andern standen, fest und eben zu sein; der eifrige Geistliche fuhr fort mit lauter Stimme zu beten, während der Henker ihnen die Mützen tief herabdrückte. Bis jetzt waren die um ihren Hals geschlungenen Stricke so lose, daß der Bogen der Schleife zur Hälfte auf ihren Rücken herabfiel, aber einen Augenblick darauf war das Zeichen gegeben, und Alles war verändert: — eine Leere hatte sich plötzlich unter ihren Füßen geöffnet, und von ihren Körpern, die herabgesunken waren, sah man nur noch den obern Theil von der Taille bis an die Schultern. So gewaltsam war die Erschütterung, daß die Stricke steif gespannt waren, wie Eisenstangen, und von dem Gewicht dieser hängenden Körper knarrte das Zimmerwerk des Schaffots wie der Kiel eines Schiffes.

Die Journale erzählten, vermuthlich um mehr Wirkung hervorzubringen, von den letzten Zuckungen dieser Unglücklichen, aber nichts dergleichen war für uns sichtbar, die wir noch nicht dreißig Klafter von dem Galgen entfernt standen, und ich bin überzeugt, daß der Tod die augenblickliche Wirkung der gewaltsamen Verrenkung war, welche der perpendikuläre Fall von mehr als drei Fuß in den Nackenwirbeln verursachte. Was mir am meisten an den Gehängten auffiel, war die drehende und entsetzlich anzusehende Bewegung, welche an einigen dieser Körper die Stricke hervorbrachten, die, da sie noch neu waren, natürlich bei dieser plötzlichen Spannung sich aufrollten.

Das Schauspiel, welches der Platz noch eine Stunde nach der Hinrichtung darbot, war im höchsten Grade feierlich und schrecklich. Obgleich es in dieser Menge einige verstockte Herzen geben mochte, die unempfindlich blieben, so konnte doch die Mehrzahl nicht ohne innere Regung noch eine Stunde lang diese fünf Körper an dem Galgen hängen sehen. Ich

bleibe daher überzeugt, theils nach meinen persönlichen Empfindungen, theils nach dem, was ich über die sichtbaren Eindrücke der Menge urtheilen konnte, daß die moralische Lehre, der einzige Zweck, den das Gesetz durch solche Beispiele beabsichtigt, so wirksam war, als sie es nur sein konnte.

Auch habe ich von einem ausgezeichneten Beobachter, der die Menschen und die Sitten verschiedener Länder verglichen hat, sagen hören, daß, wie empörend die Todesstrafen auch seien, sie dennoch, wenn sie auch von einem zweifelhaften Nutzen sind, wenigstens den Vortheil haben, daß sie durch die öffentliche Hinrichtung der Masse beweisen, daß eine Regierung im Lande bestehe, die stark genug sei, dem Gesetze Achtung zu verschaffen. Nur darf die Hinrichtung wegen Hochverraths nicht lange dauern, sondern sie sollte sich mit dem begnügen, was ich eben beschrieben habe, ohne noch Umstände hinzuzufügen, welche den Eindruck auf das Volk schwächen und sogar das Interesse der Zuschauer dem Opfer zuwenden könnten. Je strenger die Gerechtigkeit ist, um so weniger muß sie als Rächerin erscheinen. Zufolge dieses Prinzips muß sich auch der Kriminalrichter bei dem Verhöre nicht nur ruhig und gelassen, sondern auch dem Angeklagten günstig zeigen, nicht etwa aus Zartgefühl gegen das Verbrechen, sondern einzig um die Sympathie des Volkes demjenigen zu erhalten, der in seinem Namen herrscht und regiert.

In den Ländern, wo die Obrigkeit, als öffentlicher Ankläger auftretend, durch verfängliche Fragen den Angeklagten zu verwirren und in traurige Widersprüche zu verwickeln sucht, ist es unmöglich, daß das Publikum auf Seiten des Gerichts sei. Nach demselben Prinzipe würde man Unrecht haben, wenn man verlangte, daß nach der Vollziehung eines Todesurtheils die Masse des Volkes sich nicht gekränkt fühlen sollte, wenn

es gegen alles Schicklichkeitsgefühl die Körper der Unglücklichen, die durch den Verlust ihres Lebens dem Gerichte schon Genugthuung gegeben haben, noch verstümmeln sähe

So geschah es in England bei einer politischen Hinrichtung ähnlicher Art, — die Hingerichteten hatten den Versuch gemacht, die sämmtlichen Minister zu ermorden, — daß man die Leichen in ihre Särge legte, aus denen man blos die Köpfe hervorragen sah. Nun erschien eine widerwärtige Gestalt mit einer schwarzeu Maske und einem Messer in der Hand. Mittelst dieses unpassenden Instruments fing der Mann mit der Maske an, die Köpfe von den Leichnamen abzuschneiden, eine Operation, die die härtesten und lautesten Verwünschungen des Volkes hervorrief. Das Volk hatte Recht, man kann sich nichts Gehässigeres denken.

Vielleicht ist es gerecht, einen Unterschied zwischen Hochverrath und den übrigen Verbrechen zu machen, aber wenn der Unterschied nur in der Kopfabschneidung, die aus der Zeit der Barbarei überkommen ist, bestehen soll, so sollten wir sie nicht noch empörender machen, als sie in den Zeiten ihres Ursprungs war. Wenn der Kopf eines Verräthers einmal von seinem Rumpfe getrennt werden muß, so thue man es mit einem breiten und scharfen Beile, und der Scharfrichter sei mit einem imponirenden Kostüm bekleidet, es darf kein Mann mit einem Fleischmesser sein, wie dieser maskirte Würger im Matrosenanzuge, der den größten Unwillen erregte. Man präge sich fest den Gedanken ein, daß es nicht die Enthauptung an sich ist, welche Eindruck auf das Volk macht, sondern die Feierlichkeit des Aktes, der das Verbrechen des Hochverrathes von jedem anderen Verbrechen unterscheidet. Es kann also von keiner guten Wirkung sein, wenn man den Körper eines Verräthers eben so behandelt, wie den Rumpf eines wilden Thie-

res, und nicht wie die Hülle einer unsterblichen Seele. Eine solche Barbarei muß die Achtung des Volkes vor dem Gesetze und vor der Gerechtigkeit des Landes vermindern.

Der Henker hob in England jeden abgeschnittenen Kopf bei den Haaren empor und rief: Dies ist der Kopf eines Verräthers. Dieser Theil der Ceromonie verfehlte wiederum seinen Eindruck nicht, das Volk äußerte nur durch ein starkes Gemurmel seine lebhafte Aufregung.

Als die Hinrichtung, deren Zeuge ich fast wider meinen Willen sein mußte, zu Ende war, fühlte ich meine Kräfte schwinden und ich erinnerte mich nun erst wieder daran, daß so eben ein Mann gewaltsam das Leben verloren, den ich so vielen Männern, die ich bisher kennen gelernt habe, und die Alle in hoher Achtung stehen, vorzuziehen im Begriffe stand. — Meine Aufregung war während des traurigen Aktes so groß, daß ich wohl sah, aber dabei nicht dachte. Ich war hingerissen von dem schrecklichen Anblicke, einen Mann, der während seines Lebens so viel Muth und Kühnheit bewiesen hatte, wie ein willenloses Ding sterben zu sehen. Es war nicht, daß mein Herz für diesen Mann schlug, mein Herz blieb vielmehr ganz kalt dabei, denn ich hatte nur Achtung, nicht Liebe für den Hingerichteten empfunden, und ich zwang mich, bis zum letzten Augenblicke auszuharren, und aus diesem Akte menschlicher Gerechtigkeit den Nutzen zu ziehen, den ich wirklich daraus gezogen habe. Als ich aber wieder daheim in meinem Zimmer war, da war es wieder der Mensch Madras, welcher vor meine Seele trat, und ich konnte nicht umhin, ihm eine aufrichtige Thräne der Theilnahme zu widmen. —

Hundertneununddreißigstes Kapitel.

Große Männer.

Herr Munoz und die Königin Christine. — Don Antonio di Ulloa. — Der Theodolith. — Engländer, Spanier und Schwede. — Der König von Schweden und sein großer Künstler.

Nach diesem, ich möchte fast sagen tragischen Anfang in Madrid hatte ich nicht viel Lust, mich lange daselbst aufzuhalten. Ich trat einige Mal auf und erntete einen ungewöhnlichen Beifall. Ich machte die Erfahrung, daß meine Landsleute nicht geringere Enthusiasten sind, als die Franzosen, und ich hatte mehr als je mit der Eifersucht von Männern zu kämpfen, die ich kaum einmal gesehen hatte. Namentlich machte ich viel Bekanntschaften mit Herren vom Hofe, die mir von der Königin Isabella, ihrer königlichen Mutter Christine, und Munoz allerliebste Dinge mittheilten, die ich aber schon um deshalb mit Stillschweigen übergehe, weil ich erkannt habe, daß niemals Königinnen mehr der Verläumdung ausgesetzt waren, als diese beide spanischen Königinnen.

Auch den Herrn Munoz lernte ich kennen und ich fand diesen Mann ganz so liebenswürdig, wie ich ihn mir gedacht hatte. Die Königin ist zu geistreich, zu liebenswürdig, um

einen Mann von so geringer Herkunft bis fast auf die Stufen eines Thrones zu erheben, wenn er nicht eben die Eigenschaften besäße, die einen Mann zu einem Könige machen, von welcher Herkunft und Abstammung er auch sei, und es ist ein Beweis von dem guten Charakter ihres Gemahls, daß er in Spanien sehr wenige persönliche Feinde hat, die doch denjenigen niemals fehlen, welche aus dem Dunkeln in den Glanz der hohen, vornehmen Welt versetzt werden.

Außer dieser Bekanntschaft mit einem so vielfach bespöttelten und doch eben so beneideten Manne habe ich noch eine sehr interessante Bekanntschaft mit einem Nachkommen des berühmten Antonio di Ulloa gemacht, welcher mir von diesem seinem großen Vorfahren eine recht liebliche Geschichte mittheilte. Ich will sehen, ob ich sie möglichst getreu wieder geben kann:

Der berühmte englische Mechanikus und Instrumentenmacher Graham, dessen so vortreffliche mathematische Instrumente in der Mitte des vorigen Jahrhunderts den Gelehrten aller Weltgegenden die Mittel an die Hand gaben, die Physik, Astronomie und überhaupt alle mathematischen Wissenschaften durch genaue Untersuchungen und Messungen zu fördern, hatte eine lebhafte Freundschaft für einen Schweden gefaßt, der aus seinem Vaterlande nach London gekommen war, um sich in Grahams Kunst unter seiner Anleitung zu vervollkommnen. Der englische Meister, obschon stolz, war in dieser Beziehung sehr willfährig, aber sein aufbrausender Charakter gewann oft die Oberhand über ihn. Der Schwede, ein ruhiger und besonnener Mann, hatte bald diese Eigenschaft seines Freundes erkannt und vermied sorgfältig, ihn durch Widerspruch aufzureizen. —

Eines Tages unternahmen beide Künstler einen Ausflug

nach Greenwich, um einen neuen, von Graham verfertigten Theodolithen zu probiren. Die breite Themse war mit Booten und Schiffen aller Art bedeckt, deren Bewegungen mehr oder minder von Fluth oder Ebbe abhingen, denn in jener Zeit durchschnitt noch kein Dampfboot den Spiegel jenes vielbeschifften Stromes, weitgedehnte Wasserberge hinter sich, und in der Luft einen nachschwebenden Rauchstreifen zurücklassend. Als die Mechaniker ihr Boot bestiegen und die Fahrt begonnen hatten, trafen Sie einige Seeoffiziere, die Graham kannten. Man grüßte sich, und da die Offiziere den Zweck des Ausflugs der Mechaniker erfuhren, baten sie um Erlaubniß, dem Experimente beiwohnen zu dürfen, und wendeten ihr Fahrzeug um. —

Nach der Ankunft in Greenwich wurde der Theodolith auf der Sternwarte schnell aufgestellt, und alle Anwesenden umringten ihn. Graham ließ seine stolzen und befriedigten Blicke bald auf seiner schönen Arbeit, bald auf der Versammlung ruhen. Alle lobten und bewunderten ihn, nur Einer nicht, ein Spanier. Dieser betrachtete das Instrument schweigend und prüfend. Aber er war ja ein Ausländer, ein Fremder, der natürlich wenig von der Kunst der Schifffahrt und den mathematischen Erfindungen verstehen konnte, durch welche Graham sich für den Haupturheber und Erhalter des blühenden Zustandes und der Ueberlegenheit der Englischen Marine ansah. Graham richtete den Tubus des Theodolithen auf ein Landhaus, welches dem Lord Sommerset gehörte, und sagte, er wolle die Entfernung zwischen jenem und dem Thurm der St. Paulskirche berechnen, dessen Kuppel, erglänzend im Sonnenschein, aus der grauen Rauchwolke emporragte, die London gewöhnlich bedeckt. Der Schwede nahm an der Berechnung Theil, und bald war sie fertig; selbstzufrieden rechnete Gra=

ham den Abstandswinkel aus, aber das Resultat machte ihn bestürzt.

Gott verdamm' mich, sagte er, betrachtete das Instrument noch einmal, durchlief genau alle Ziffern auf der Metallplatte und in der Berechnung, und brach endlich in die Worte aus: Lord Sommerset's Landhaus ist sechszehn Meilen von der Paulskirche entfernt, so viel ist gewiß!

Sechszehn Meilen? versetzten einige Offiziere, man rechnet gewöhnlich nur zehn.

Gott verdamm' mich, — es sind sechszehn! rief Graham, rechnen Sie einmal, Sir Tophan.

Der Aufgeforderte brachte mit Benutzung des Theodolithen dasselbe Resultat heraus.

Der Schwede machte ebenfalls noch einen Versuch und sagte dann endlich: Der Fehler liegt nicht an uns, — wir haben richtig gerechnet, aber die Gradeintheilung am Instrument ist falsch.

Nein, das ist unmöglich, rief Graham.

Unmöglich! riefen die Offiziere einstimmig.

Und das wagt ein Fremdling, der von mir das Beste gelernt hat, was er kann, mir in's Gesicht zu sagen? fuhr Graham fort, den funkelnden Blick auf den Schweden gerichtet.

Verzeiht, Meister Graham, versetzte dieser, ich bezeichnete eine Unrichtigkeit, die ich am Instrumente entdeckt zu haben glaubte; ich hatte aber keinesweges die Absicht, einen so vortrefflichen Künstler zu beleidigen.

Ha, ich kenne Euch, rief Graham im vollen Zorne, Ihr glaubt nicht nur, meine Arbeiten kritisiren zu dürfen, Ihr bildet Euch auch ein, sie eben so gut machen zu können, wie ich. Kommt mir nie wieder vor die Augen! Geht, wohin es Euch

beliebt, aber geht gleich! Wenn ich heim komme, will ich Ruhe in meinem Hause haben. Treff' ich Euch noch einmal in London, so — Gott verdamm' mich! — — —

Das Wort erstickte ihm vor Wuth im Munde, er knirschte mit den Zähnen und schlug sich mit der geballten Faust vor die Stirn. Die Englischen Offiziere betrachteten den dreisten Schweden halb mit Erstaunen, halb mit Theilnahme.

Es thut mir leid, sagte dieser mit betrübter Stimme, daß Meister Graham, in welchem ich sowohl, wie die ganze Welt, den geschicktesten Mann in seinem Fache verehre, eine Bemerkung über einen wissenschaftlichen Gegenstand so übel aufnimmt, den man ganz ruhig uud ohne jegliche Aufwallung am besten erörtern könnte. Aber ich kenne Meister Graham's Charakter. Ich werde abreisen und mich schriftlich für alle Freundschaft, die ich früher erfahren habe, bei ihm bedanken.

Nein! rief dieser mit steigender Erbitterung, vorher soll die Sache auf der Stelle von den hier anwesenden Herren entschieden werden, die sämmtlich ihr Fach verstehen. Habt Ihr Recht, so — — so — — darüber werde ich hernach sprechen.

Der Spanier, der den Streit stillschweigend mit angehört hatte, trat jetzt dicht an das Instrument, obgleich ihn Graham mit einem verächtlichen, wüthigen Blicke maß. Die Offiziere, welche ihn wohl zu kennen schienen, sahen mit Spannung seinem Ausspruche als dem eines kompetenten Richters entgegen.

Nachdem er das Instrument einige Minuten mit Aufmerksamkeit betrachtet hatte, sagte er gemessenen Tones: Jener junge Mann hat Recht, — der Theodolith ist falsch.

Das versteht Ihr nicht, rief der erhitzte Graham.

Der Spanier warf einen stolzen Blick auf ihn, drehte ihm den Rücken und reichte dem Schweden die Hand.

Da Graham einige beleidigende Worte gegen den Spanier herausstieß, beeilten sich die Offiziere, ihn zum Schweigen zu bringen; doch der empörte Meister legte die Hand an sein Degengefäß und schwor dem Schweden Tod und Verderben.

Man war in jener Zeit eben nicht geneigt, Ehrensachen auszuweichen. Kurze Zeit nachher befand sich die Gesellschaft an einer entlegenen Stelle im Park hinter der Sternwarte, und der Spanier rief den beiden Künstlern die verhängnißvollen Worte zu: Bindet die Klingen! — Los! —

Graham war der geschicktere Fechter, der Schwede jedoch der ruhigere. Nach einem kurzen Zweikampf durchstach der Schwede mit seiner Klinge den Rockärmel Graham's, und als dieser eine Bewegung mit dem Arme machte, zerbrach die feine Stahlklinge des Schweden. In demselben Augenblick machte Graham einen heftigen Ausfall auf die Brust seines jetzt entwaffneten Gegners, doch sprang der Spanier herzu und erklärte das Duell für beendet. Die Offiziere stimmten ihm bei.

Aber Graham war noch ganz eben so erbittert, wie vorher, und der Schwede mußte sich entschließen, wie tief es i'hn auch schmerzte, abzureisen. Man kehrte mit dem unglücklichen Instrument nach den Booten zurück, einige Offiziere begleiteten Graham, die übrigen aber gesellten sich zum Schweden, an dessen Seite der Spanier sich ernst und würdevoll niederließ.

Am andern Morgen segelte der Schwede seiner Heimath zu.

Er hieß Daniel Eckström. — — — — — — — — — —

Der Kronprinz von Schweden, Adolf Fredrik, welcher von 1751—1770 regierte, war äußerst geschickt im Drechseln und unterhielt sich damit, die künstlichsten Arbeiten in Holz, Elfenbein und Schildpatt anzufertigen. Er besuchte oft den berühmten Mechanikus und Anfertiger mathematischer Instrumente,

Eckström, welcher ihm die meisten seiner feinen und oft höchst kunstreich zusammengesetzten Instrumente lieferte. Er hatte wohl bemerkt, daß Eckström's finanzielle Verhältnisse nicht die besten waren, doch stand es mit denen Adolf Fredrik's auch nicht besonders. Der redliche Eckström war nicht einer von denjenigen, die unter allen Umständen ihren eigenen Vortheil wahrzunehmen verstehen; es kam ihm mehr darauf an, seine Instrumente wirklich gut und brauchbar zu machen, als einen guten Preis dafür zu erhalten. Er sagte zum Kronprinzen: Oeffentliche Anstalten, knapp besoldete Beamte, und unbemittelte Studenten sind meine häufigsten Kunden; soll ich sie durch hohe Preise drücken und abschrecken?

In dem nämlichen Jahre, in welchem Adolf Fredrik den Schwedischen Thron bestieg, wurde Stockholm von einem berühmten Gelehrten, dem Spanischen Marine-Offizier, Don Antonio di Ulloa besucht, der seinen Namen durch seine Gradmessungen in Süd-Amerika und durch die Herstellung vieler Einrichtungen und Verbesserungen beim Spanischen Heerwesen unsterblich gemacht hatte. Sein hoher Rang und seine ausgezeichneten Kenntnisse machten ihn zu einem gefeierten Gaste des Schwedischen Hofes. Der König ging oft in bürgerlicher Kleidung und ohne irgend ein Gefolge mit ihm spazieren.

Als man eines Tages in den Salons der geistreichen Königin Louise Ulrike über die wissenschaftlichen Vermessungen des Spaniers unter dem Aequator sprach, erzählte derselbe, er habe vor mehreren Jahren in London die Bekanntschaft eines Schwedischen Mechanikers gemacht, der schon damals eine große Geschicklichkeit, besonders aber ein höchst sicheres Urtheil in wissenschaftlichen Dingen bewiesen habe; er erwähnte zugleich eines Zwistes, der zu einem Duell zwischen dem Schweden und dem berühmten Graham geführt. Der König lächelte und

fragte, ob Don Antonio jenen Mann zu sehen wünsche, er wohne in Stockholm und habe hier eine Werkstätte.

Noch an demselben Tage begab sich der König mit seinem Gaste zu Eckström. Sein bekümmertes und niedergeschlagenes Gesicht erheiterte sich beim Eintritt des hohen Besuchs. Kaum hatte er einen Blick auf den Spanier geworfen, als er, vor Ueberraschung und Freude erröthend, auf ihn zueilte. Don Antonio begrüßte ihn mit ächt spanischer Grandezza, wobei seine Augen jedoch verriethen, daß er seinen früheren Bekannten mit Vergnügen wiedersah, und fragte: Haben Sie vielleicht einen Theodolithen fertig, mein Herr? —

Eckström führte die Kunden in ein Zimmer, wo er seine fertigen Instrumente stehen hatte. Es waren ihrer nicht viele, aber der Spanier fand sie ausgezeichnet und erklärte, nirgend so vortreffliche Arbeit gesehen zu haben. Er bestellte sogleich mehrere Instrumente für das neue Observatorium zu Cadix, dessen Anlegung er veranlaßt hatte.

Diese Bestellung kam dem bescheidenen Künstler in seinen gedrückten Umständen höchst gelegen, und er vermochte nicht, seine Freude darüber zurückzuhalten. Der König selbst bemerkte, es sei eine Ehre für's Land, daß ein Mann von Don Antonio's Kenntnissen und Berühmtheit eine schwedische Arbeit so rühmend anerkenne, und noch in Gegenwart des Spaniers ernannte er seinen Schützling dafür mit einem jährlichen Gehalt von 6000 Thalern Kupfermünze zum Director aller Königlichen Werkstätten zur Anfertigung mathematischer Instrumente.

Eckström's Freude war unbeschreiblich groß, aber sie äußerte sich auf eine etwas seltsame Weise. Sein Gesicht glühte und er blickte unruhig und verlegen um sich. Endlich griff er nach seinem Hut und schien nicht übel Lust zu haben, seine

Gäste allein zu lassen. Der König bemerkte dies und fragte: Wohin so eilig, mein lieber Eckström? —

Dieser erröthete noch mehr, stammelte einige unverständliche Worte, und schien in der peinlichsten Verlegenheit. Endlich sagte er: Wenn ich Ew. Majestät denn nicht vorenthalten darf, was mich auf eine so unhöfliche Weise nach meinem Hut greifen ließ, so will ich bekennen, daß ich im ersten Augenblicke meines Glücks keinen andern Gedanken hatte, als es meiner — — meinem Freunde, — — dem Sekretär Elvins mitzutheilen.

Ach, versetzte der König, ich kenne den Elvins, aber er macht sich nichts aus Neuigkeiten; er saß vor einigen Jahren, vertieft in seine mathematischen Berechnungen, auf seinem Zimmer und hörte nicht, daß sich die empörten Dalekarlier unter seinem Fenster den ganzen Tag mit dem Militär herumschossen, sondern erfuhr dies erst am nächsten Morgen von seiner Wirthschafterin. Doch jetzt erinnere ich mich, — Elvins hat ja wohl eine hübsche Schwester? — —

Eckström schlug die Augen nieder. Schön! Schön, sagte der König mit jenem Tone von Herzlichkeit, der ihn so liebenswürdig machte, wenn er es wollte, und den sein Sohn Gustav III. von ihm erbte, es macht mir doppelt Freude zum Glück zweier Menschen beigetragen zu haben.

Auch Don Antonio erklärte auf herzliche Weise seine Theilnahme an Eckström's Glück.

Der edle Spanier, welcher alle Instrumente in Schweden bestellte, hob die tief verfallene Spanische Marine wieder so empor, daß sie im Stande war, noch einmal kräftig aufzutreten, und daß selbst ihr Untergang bei Trafalgar ihr wenigstens Ehre, wenn auch nicht den Sieg verschaffte.

Hundertvierzigstes Kapitel.

In München.

Ich und meine Gegner.

Nachdem ich Madrid verlassen hatte, bereiste ich Spanien noch einige Monate in der Kreuz und der Quer. Ich sah meine Geburtsstadt Sevilla, ich sah das Haus, in welchem ich geboren worden war, und welche Gefühle ergriffen mich! — Welch' ein Leben voller Wechselfälle, voller Ereignisse, voller Erfahrungen lag zwischen diesen beiden Momenten, da ich Sevilla als Kind verließ und jetzt wiederkehrte! Wie ein Traum ging mein vergangenes Leben an meiner Erinnerung vorüber, und welche Zukunft erwartete mich noch! — Sagte nicht Solon: Niemand ist vor seinem Tode glücklich?. — Und ich war noch so jung, so viel ich auch erfahren hatte.

Ich gestehe, daß ich mit etwas erleichtertem Herzen Spanien verließ. Ich kam durch Gegenden und Städte, welche die Spuren der Bürgerkriege an sich trugen, welche Spanien in einer Reihe von Jahren verwüstet hatten. Dieser Anblick berührte mich sehr schmerzhaft, es erfüllte mich mit Trauer, ein Land, welches von der Natur so reich begabt ist, in so tiefem Elend zu sehen. Ich athmete, wie gesagt, freier auf, als

ich endlich wieder die französische Grenze erreichte, als ich wieder auf französischem Boden stand, auf dem Boden eines Landes, welchem drei Revolutionen von so zerstörenden Folgen dennoch nichts von seiner Macht, seinem Einflusse, — von seinem klassischen Leichtsinne rauben konnten.

Bis Paris reiste ich fast ohne Aufenthalt, nur in Bordeaux verweilte ich mich, denn ich konnte nicht umhin, in dieser Stadt des Tanzes die Bühne zu betreten. Diese Stadt hat bekanntlich eines der prächtigsten Theater der Welt. Der Herzog von Richelieu verausgabte mehr als drei Millionen für seinen Bau, welcher drei Jahre währte. — Das Ballet von Bordeaux genießt seit langer Zeit einen außerordentlichen Ruf, und es fehlt fast bei keiner Vorstellung. Ich hatte alle Ursache, mit meinem Empfange sehr zufrieden zu sein, und der Beifall, welcher mir daselbst in so reichlichem Maße zu Theil wurde, wird noch lange in meinem Gedächtnisse leben.

In Paris hielt ich mich diesmal nur vierzehn Tage auf. Ich fand die alten Menschen, aber sehr viele neue Dinge. Denn in Paris ändert sich mit jedem Tage etwas. Wie könnten sonst die Pariser leben? — Wenn sich nichts Neues mehr machen will, dann wird ein wenig Revolution gemacht, ein Attentat auf die Regierung, auf das Ministerium, welches zuweilen mit dem Sturze der Dynastie endet und ganz Europa erschüttert.

So verließ ich Paris, um zum zweiten Male Deutschland zu betreten, welches in Bezug auf seine Loyalität den besten Ruf von der Welt hat.

In Baden machte ich sehr traurige Erfahrungen, welche im grellsten Contraste zu den Prophezeihungen meines Nasenpropheten standen, und endlich nach vielen und manchen an-

genehmen Erlebnissen kam ich gegen Ende September 1846 in München an.

Wenn ich mich daran erinnere, da ich zum ersten Male durch die Straßen dieser schönen, imposanten Stadt schritt, welche ein poetischer, geistreicher und kunstsinniger König mit so herrlichen Baudenkmälern geziert hat, da ich eine Fremde, Unbekannte, eine arme Ballettänzerin zum Theater=Intendanten ging, an seine Thür pochte und kalt empfangen wurde, da mir auf meine Bitte, mir ein Debüt zu gestatten, mit einem höflichen, aber kalten Nein geantwortet wurde; und wenn ich mich dann erinnere, wie bald nachher ich der Gegenstand einer allgemeinen, aber bittern Aufmerksamkeit wurde, dann erscheint mir diese ganze, wunderbare Epoche meines Lebens wie ein toller Fastnachtsspuk. —

Die Leser mögen nur bei Darstellung dieser Ereignisse, welche ihren Privat=Character verlieren und der Geschichte angehören, nicht vergessen, daß ich selbst eigentlich Nichts gethan habe, um einem Verhältnisse, welches mich so sehr beglückte, einen öffentlichen Character zu geben, daß ich von einer Partei gewaltsam in den Strudel von Ereignissen hineingezogen wurde, die zu veranlassen durchaus außer meinem Willen lag.

Ohne Gewissensbisse gehe ich an die Enthüllung eines so wichtigen Abschnittes meines Lebens, das nur guten Ideen, guten Absichten geweiht gewesen ist.

Ich stehe vor mir selbst vollkommen gerechtfertigt da.

Zu einer Macht gelangt, welche fast die einer Königin war, habe ich mich rein von allen Intriguen gehalten, zu denen so oft diejenigen ihre Zuflucht nehmen, welche eine erlangte hohe Stellung um jeden Preis behaupten wollen. —

Ich habe nichts gethan, nichts gedacht, was dem Volke

zum Unheil, zum Unglücke gereichen konnte, dessen König mich mit seiner großmüthigen Huld beglückte.

Ich habe meinen Einfluß, wenn ich jemals solchen im geringen Maße ausübte, nur dazu benutzt, Gutes zu thun, den Bösen zu verzeihen, und dem üblen Leumund, welcher mich auf jegliche Weise zu schmähen und in den Augen des Volkes herabzuwürdigen versuchte, mit Verachtung zu begegnen.

Die zwei Jahre eines Lebens an der Seite eines Königs sind ohne allen Vorwurf für mich und den Königlichen Herrn, der so innig für sein Volk fühlte und es mit einer Liebe umfaßte, die leider nur zu oft von denjenigen falsch gedeutet wurde, welche Liebe zum Könige heuchelten, und denen dennoch nichts mehr am Herzen lag, als die Königliche Gewalt in den Augen des Volkes herabzusetzeu, zu begeifern, und diese Herabwürdigung für ihre selbstsüchtigen Zwecke auszubeuten.

Ich werde dies alles darstellen **sine ira et studio**, denn ich bin weit entfernt, Gleiches mit Gleichem zu vergelten, ich will nur gerecht gegen mich und den Königlichen Gebieter sein, der so gute, edle und erhabene Absichten hatte, und gleichwohl so schlechten Dank erhielt. —

Wahrlich, die Könige sind zu bedauern.

Scheint es nicht, als glaubten gewisse Leute das Recht zu besitzen, ihre Neigungen, ihre Liebe, ihren Haß auf diejenigen Gegenstände zu lenken, die sie in ihrer frevelhaften Eigensucht lieben oder hassen? —

Als dürfe ein König kein eignes Herz besitzen, keine Neigungen, die seiner Individualität entspringen, als müßte ein König aufhören, ein Mensch zu sein, und unter allen Umständen sich von den Augen, Ohren, Empfindungen, Wünschen und Absichten, und kämen sie aus der getrübtesten Quelle, abhängig machen.

Wie man an der Seite eines Königs empfinden muß, ich werde es Euch lehren, ja, ich werde es Euch zeigen, die Ihr, — die Ihr Euch mit so vieler Heuchelei die Stützen des Thrones nennt, — mit so nichtswürdiger Insinuation beleidigt habt, die Ihr vor den Augen Deutschlands, Europas als ein verworfenes Wesen dargestellt habt, — welches um die Liebe eines Königs buhlte, um nichts aus ihr zu machen, als eine reiche Quelle zur Befriedigung thörichter Eitelkeit.

Ich werde mich auch in diesem Verhältnisse zeigen, wie immer, so wie ich bin, nicht schlechter, nicht besser.

Ihr sollt nicht den Triumph haben, Ihr Männer der Verschwörung, die Ihr Liebe für das heuchelt, was Ihr zu verderben oder doch wenigstens ohnmächtig zu machen trachtet, Ihr sollt nicht den Triumph haben, sage ich, daß ich mich wie einen Engel hinzustellen strebe, der eitler Dinge nicht fähig wäre, die jedem Menschenherzen anhaften, bis er in finsterm Grabe ruht!

Aber ich werde zeigen, daß ich unendlich viel besser bin, als diejenigen, welche mit dem Rufe das Volk zu entflammen suchten: Steinigt sie.

Möchte der hochherzige König, wenn er von diesen Zeilen Kunde erhält, sich erinnern:

> Wie Lola Montez zu jeder Zeit die wahre Größe, die Erhabenheit des Gemüths und Charakters, den wahren Mannesstolz- und Muth höher geachtet hat, als alle Schätze, mit denen sich nichtige, neidische Eitelkeit brüstet und ein Glück zu erkaufen und zu erkünsteln sucht, welches, da ihm die innere Befriedigung, der innere Werth gebricht, zum Unheile derjenigen ausschlägt, die sich mit solchem Glücke zu täuschen und einzulullen suchen.

Hunderteinundvierzigstes Kapitel.

Die öffentlichen Zustände Bayerns bei meinem Erscheinen.

Bevor ich näher auf meine Münchener Erlebnisse eingehe, welche ich dem Urtheile des billig denkenden und edleren Theils des Publicums anheimgebe, erlaube ich mir eine geschichtliche Skizze der bayrischen öffentlichen Zustände zu geben, von denen ich freilich damals, als ich dieses Land zum ersten Male betrat, keine Ahnung hatte, und die mich überhaupt nur nach und nach ein glücklicher Takt herausfühlen ließ.

Ich bediene mich zu diesem Zwecke der geistreichen Feder des Dr. Erdmann, der, wenn er auch keineswegs als mein Freund, so doch als ein erklärter Gegner derjenigen Partei erscheint, die an meinem Sturze arbeitete, und deren Sturz nicht ich veranlaßte, wie das Land glaubte und die Presse verbreitete, sondern die ohne mein Hinzuthun in die Grube stürzte, welche sie für mich gegraben hatte.

Werfen wir einen Blick auf die Rolle, welche Bayern in den früheren religiösen Kämpfen gespielt hat, so sehen wir es auf der Seite des Pabstthumes, alliirt mit den Interessen der

katholischen Kirche, wenn auch theilweise hierin seinem eigenen Interesse dienend. Bayern war von jeher bis nach der Reformation guelfisch-katholisch und die Seele der gegen die Union der Protestanten sich bildenden Ligue. Der von Seite der Kirche 1773 aufgehobene und 1814 wieder sanctionirte Orden der Jesuiten hatte hier seine Wirksamkeit und seinen Einfluß nie ganz aufgegeben, war 1777 bereits wieder in schönster Blüthe und machte sich besonders bemerkbar im Processe gegen den von Weishaupt gestifteten Illuminatenorden, auf den wir später nochmals kommen werden. Die Anklage, derselbe sei politisch gefährlich gewesen, hat sich nicht begründen lassen, und erschien auch seine Aufhebung gesetzlich und rechtmäßig, weil dieser Orden einen geheimen Staat im Staate bildete, so konnte man doch die Art nicht billigen, mit der man verfuhr, — aber so viel ist gewiß: durch seine Tendenz der Veredlung und Aufklärung der Menschheit, welche über die kirchliche Zerrissenheit gehoben werden sollte, war er der gefährlichste Feind des Jesuitismus, dessen Form er annahm, um ihn selbst zu überwinden, das heißt: den materiellen Teufel durch den formellen auszutreiben. Solch ein Plan jedoch mußte in jener Zeit scheitern, wo der Jesuitismus noch zu mächtige Arme hatte, und neben großen inneren Kämpfen unter der traurigsten Beengung der Denk-, Gewissens- und Preßfreiheit eine totale Verfinsterung hereinzubrechen drohte.

Zum Glück für Bayern ging aber ein Stern auf, der edle König Maxmilian Joseph (1799 bis 1825), dessen Milde, Herablassung und Menschenfreundlichkeit noch immer in herzlicher Erinnerung fortlebt. Er war es, der zuerst den Funken der Humanität und Intelligenz zur Flamme anzufachen suchte in jener kalten Wintersnacht. Er war es, der die Toleranz eines Friedrich und Joseph auch auf bayerischen Boden verpflanzen

wollte, gegenüber gräulicher Intoleranz. Den heftigsten Widerstand fand er da, wo ihn Joseph II. zu finden fürchtete, wenn er in seinem Toleranzedicte sagt: „Ich weiß, daß ich der Schwierigkeiten viele werde zu überwinden haben, und daß die meisten von denen herkommen, die sich deine Priester nennen.“ Diesen heftigen Widerstand fand er an den Jesuiten, an den von ihnen beeinflußten Korporationen und Personen, sowie überhaupt an der katholischen Kirche. Hören wir, was ein damals lebender katholischer Schriftsteller, Dr. Brendel, Professor der Rechte in Würzburg, in seinem Kirchenrecht S. 305 sagt: „Bayern war „ein rein katholisches Land, und die Grundsätze der Duldung, „früherhin von Friedrich dem Großen und andern weisen Re„genten zur offenbaren Beförderung des öffentlichen Wohlstan„des aufgestellt, und von Kaiser Joseph, wiewohl unter un„günstigen Umständen und unerwarteten Schwierigkeiten, in „Oesterreich nachgeahmt, hatten in Bayern nicht Wurzel ge„schlagen; schon seine bei der Reformation angenommene Stel„lung und gespielte Rolle, seine landständische Verfassung, die „Denkungsart seiner Einwohner und eine mächtige Geistlich„keit, die unter fremden Bischöfen stand, schienen sich entgegen„zusetzen. Noch im Jahre 1801 gab es Protestationen gegen „die bürgerliche Aufnahme von Protestanten in die Hauptstadt.“ Dieses Letztere bezieht sich auf die Weigerung des Münchner Magistrates und der bayrischen Landstände, den Kaufmann Koch und Weinwirth Michel, Beide reformirter Konfession, als Bürger aufzunehmen, obwohl Maximilian Joseph in einem Edict vom 10ten Januar 1800 erklärt hatte, es solle die Ansäßigmachung nicht mehr vom katholischen Bekenntniß abhängig gemacht werden. Nur die energischsten Maßregeln und ernstesten Drohungen von Seiten der Landesdirection konnten

den widerspenstigen und satanischen Sinn jener Korporationen beugen. Es ist dies hinlänglich, um einen Geschmack von dem Geiste zu geben, der damals herrschend war, aber noch heutzutage hört man hin und wieder sich klagend äußern: „Wäre nur damals der Magistrat beharrlicher gewesen, München erfreute sich einer blos katholischen Bevölkerung (es sind deren nun mehrere Tausende),“ obwohl der gebildete Theil der Münchner Bürgerschaft tolerant und friedliebend ist.

Maximilian Joseph lebte also im Kampfe mit einer verketzernden Geistlichkeit, wenn er Volksbildung zu heben, den Obscurantismus und die Intoleranz zu verbannen suchte. Indem er einen neuen Geist einleitete, hat er für Bayern viel gethan; ihm verdankt es seine Verfassung oder Constitution, wodurch für Person und Eigenthum Sicherheit, für Denk-, Gewissens- und Preßfreiheit freiere Normen, für die drei christlichen Confessionen ungehärmte Religionsübung und gleiche Berechtigung im Staatsbürgerthum zugesichert wurden. Die katholische Kirchenverfassung wurde durch das 1817 mit Pius VII. geschlossene Concordat organisirt. Für die Protestanten wurde eine Consistorialverfassung gegründet. Die Erziehungs- und wissenschaftlichen Bildungsanstalten wurden verbessert und geregelt. In allen Zweigen der Verwaltung machte er seinen wohlthätigen Einfluß geltend, und so hat er das unbestrittene Verdienst, Bayern aus dem Rohen herausgearbeitet und den Grundsätzen der Toleranz, Humanität und Intelligenz Raum zur weiteren Entwickelung gegeben zu haben. Das ist's, was ihn in der Erinnerung eines jeden humanen Bayern unvergeßlich macht, denn schwer ist jeder Grundbau, wo so harter Boden und ungünstiges Terrain vorhanden ist.

Das war im Ganzen die Lage der Dinge bis zum Concordat. Schon seit der Wiedereinsetzung (1813—1814) des

in Savona 1809 von Napoleon gefangen gehaltenen Papst Pius VII., des bekannten Wiederherstellers des Jesuitenordens, hatte zwar die römische Curie angefangen, ihr verlornes hierarchisches Gebiet wieder zu erobern, aber in Bayern wurden die dazu geeigneten Anknüpfungspunkte hauptsächlich mit dem Concordate gegeben. Die in der Verfassung ausgesprochene gleiche Berechtigung der Protestanten war ein Gegenstand, der Papst Pius VII. zu jenen principiellen Beschwerden im Jahre 1819 Veranlassung gab, deren wir schon früher Erwähnung gethan haben, und worin die Parität der protestantischen und katholischen Confession als Verführerin zum religiösen Indifferentismus, zur Verletzung der Wahrheit und Sanctionirung des Irrthumes hingestellt wird. Es wird sich im Laufe dieser Darstellung klar erweisen, worin der Kampf des Katholicismus und Protestantismus auf dem politischen und kirchlichen Gebiete in Bayern seine Basis habe. Der alte Streit ist es zwischen Kirche und Staat, der sich dieses Mal unter der Form eines Streites zwischen Concordat und Verfassung darstellt. Die Geschichte hat erwiesen, daß Tractate des Staates mit der Curie von jeher den Staat in Verlegenheit gebracht haben, indem die Curie nur dann und so pactirte, wenn sie im Hintergrunde ihren Vortheil sah. Diesen Hintergrund hatte man bei Schließung des Concordates von Seite des Staates entweder nicht erkannt oder in verhängnißvoller Nachgiebigkeit gering geachtet, oder man war wirklich überlistet worden. Offenbar aber ist jenes Concordat schon an sich ein Vorzug, den man der katholischen Kirche bewilligt hat, man erkannte die katholische Kirche als dem Staate ebenbürtige Macht an, mit der man einen Vertrag schließen muß, um nicht gefährdet zu sein, während die protestantische Kirche, weder als

Macht anerkannt, noch gefürchtet, solch einen Vorzug nicht genoß. So war denn das Concordat der Stein, welchen die katholische Kirche in das Gebiet der Verfassung warf, es war der Stein, welchen der Protestantismus zu schleppen hatte, es war der Stein, der den constitutionellen Fortschritt hemmte, es war der Stein des Anstoßes zwischen Katholiken und Protestanten, der Eckstein, auf den bis in die neuesten Zeiten herein die ultramontane Partei und das mit ihr verwachsene Abel'sche Ministerium ihr Gebäude gegründet haben. Ob Constitution, ob Concordat — das sind die principiellen Fragen, welche die politisch-kirchliche Geschichte Bayern's zu lösen suchte. Ob das Concordat der Verfassung zu weichen habe, oder umgekehrt — darin ruht der Kampf der katholischen nnd protestantischen Kirche in Bayern. Gelöst ist diese Frage noch nicht: Abel's Verwaltung hat entschieden dem Concordat gehuldigt. Der Landtag von 1846 hat noch nichts abgeschlossen, doch wird und muß dieser Gegenstand auf dem nächsten Landtage zur ernstesten Berathung kommen müssen, ob zur Entscheidung, das heißt, zu einer Entscheidung, die allgemein versöhnt, das ist zweifelhaft, so lange einzelnen Kirchen Prärogative zuerkannt werden.

Man sieht daraus, daß es schon ein Fehler war, überhaupt nur ein Concordat zu schließen; es mehren sich aber die Bedenklichkeiten, wenn wir den Inhalt des bayerischen Kirchenvertrages kritisch mustern. Schon im ersten Artikel heißt es: „Die römisch-katholisch-apostolische Reli-„gion wird in dem ganzen Umfange des Königreichs „Bayern und in den dazu gehörigen Gebieten un-„versehrt mit jenen Rechten und **Prärogativen** er-„halten werden, welche sie nach göttlicher Anord-„nung und den kanonischen Satzungen zu genießen

„hat.“ Dieser Artikel spricht also von Vorrechten, welche die römische Curie sich ausbedungen, und welche nach göttlicher Anordnung und obendrein nach den kanonischen Satzungen zu genießen sind, und der kanonischen Satzungen sind doch viele, sehr viele, aus den ältesten und finstersten Zeiten des Christenthums, Satzungen, die hier hauptsächlich gegen die Ketzer gerichtet sind. So hat man denn mit wenigen Federzügen eine Welt von Ansprüchen zugegeben und, um einen Volksausdruck zu gebrauchen, die Katze im Sacke gekauft. Daß diese Prärogative mit der in der Verfassung ausgesprochenen Parität nicht übereinstimmten, sahen die Protestanten natürlich ein, und es erfolgten sofort von ihrer Seite Adressen und Bitten an den Thron um Aufrechthaltung und Sicherstellung des Rechtszustandes der protestantischen Kirche und ihrer in der Constitution erworbenen Rechte. Maximilian Joseph, dem es mit jener Parität in jedem Falle Ernst war, gab folgende beruhigende Erklärung in einem Rescript vom 12. März 1818: „Daß Allerhöchstdieselben nicht nur alle in Beziehung auf die kirchlichen Verhältnisse der protestantischen Gemeinde erlassenen früheren Edicte „und Verordnungen aufrecht erhalten, sondern „auch denselben gegen jeden Einfluß der katholischen Geistlichkeit volle Sicherheit verschaffen „werden, und daß daher Se. Königl. Majestät nunmehr auch erwarten, daß im Vertrauen auf die „bekannten hierdurch bestätigten Grundsätze Ihrer „Regierung in Religionsangelegenheiten keinen „weiteren Besorgnissen werde Raum gegeben werden.“ Die römische Curie blieb jedoch auch nicht unthätig, um sich aller Concessionen im Concordate so viel als möglich zu versichern, und so erschien denn am 15. September 1821

eine Verordnung, den Vollzug des Concordates betreffend, worin nicht nur, ohne alle Bezugnahme auf die Staatsverfassung, wie der Criminalist und Staatsrath von Feuerbach bemerkte, uneingeschränkt, befohlen wurde, daß dieses als Staatsgesetz geltende Concordat in allen seinen Theilen in volle Ausübung gebracht werden solle, und allen Behörden obliege, sich genau nach seinen Bestimmungen zu achten, sondern auch hinsichtlich des auf die Verfassung abzulegenden Eides Folgendes verordnet ist: „Zugleich „fügen wir zur Beseitigung aller Mißverständnisse „über den Gegenstand und die Beschaffenheit des „von unseren katholischen Unterthanen auf die „Constitution abzulegenden Eides die Erklärung „bei, daß, indem wir unseren getreuen Untertha„nen die Constitution gegeben haben, unsere Ab„sicht nicht gewesen sei, dem Gewissen derselben „im Geringsten einen Zwang anzuthun; daß daher „nach den Bestimmungen der Constitutionen selbst „der von unseren katholischen Unterthanen auf „dieselbe abzulegende Eid lediglich sich auf die „bürgerlichen Verhältnisse beziehe, und daß sie „dadurch zu Nichts werden verbindlich gemacht „werden, was den göttlichen Gesetzen oder den ka„tholischen Kirchensatzungen entgegen wäre."

Wer sieht hier nicht die Machinationen der römischen Curie, einen Standpunkt zu gewinnen, von dem aus die constitutionelle Gleichstellung umgangen oder aus dem Wege geräumt werden könne? Wer erkennt in dem Concordat und der darauf folgenden Vollzugsverordnung, worin die Staatspflichten auf das Gewissen reducirt werden, nicht eine stets vorräthige Angriffs- und Vertheidungswaffe der katholischen

Kirche, dem Staate und der protestantischen Kirche gegenüber? O das Gewissen! es giebt ein gutes, ein böses, ein enges, ein weites, ein strenges, ein zartes, ein leichtsinniges, ein schlafendes, ein wachendes und auferwecktes, sogar ein protestantisches und katholisches Gewissen. Die Geschichte der Religion lehrt, daß oft der größte Fanatismus, die entschiedenste Intoleranz zur Gewissenssache wurde: die Ketzer auszurotten erschien als heilige Pflicht. Das Gewissen in letzter Instanz ist der Pabst, in erster der Beichtvater. Auf solch breiter Basis kann das Concordat über die Verfassung gestellt werden, und diese letztere gilt überhaupt nur insoweit, als sie dem Concordat conform ist. So wird die Parität zur offenbaren Ungleichheit, und die katholische Kirche könnte, wenn sie die Macht besäße, laut Vertrag einen kirchlichen Absolutismus üben.

Erst aber seit den Kölner Ereignissen zeigte die katholische Kirche eine kühnere Stirne in ihren hierarchischen Ansprüchen, welche unter den früheren Ministerien und von den jeder Intoleranz abgeneigten Regenten Maximilian und Ludwig stets gemißbilligt worden waren und auch in dem größten Theile der Bevölkerung keine Sympathien für sich gehabt hatten. Zwar sind auch früher einzelne Tribulationen hin und wieder vorgekommen, wie in Ingolstadt, wo man einer protestantischen Kirchengemeinde keine Kirche einräumen wollte, oder in der alten Universitätsstadt Landshut, wo der Magistrat die Errichtung eines bleibenden protestantischen Gottesdienstes zu verhindern suchte und in einer an die höchste Stelle gerichteten Eingabe die merkwürdigen Worte geäußert haben soll: „die Stadt habe in der letzten Zeit Unglück genug gehabt und wünsche mit diesem neuen verschont zu werden," oder in Amberg, wo man den Protestanten ohne Gotteshaus eine von den dreizehn Kirchen im nächsten Umkreis

nicht überließ, — aber im Ganzen herrschte doch der Geist der Toleranz und Friedseligkeit zwischen den beiden Confessionen, gehegt, gepflegt und bewacht von oben, und selbst in der Geistlichkeit lodert im Ganzen nicht jenes ultramontane Begehr oder der göttliche, vom heiligen Geiste geleitete Instinct des Görres.

Der eigentliche Wendepunkt der Lage der Dinge in Bayern trat mit dem Kölner Ereigniß ein, oder, wie die Ultramontanen sagen, mit der Erhebung der katholischen Kirche gegen das bureaukratische System in Deutschland, mit dem Erwachen jenes katholischen Geistes und göttlichen Instincts, in welchem die historisch-politischen Blätter die Gegenwart Gottes sehen. In jene Zeit fällt auch der Wechsel des bayerischen Ministeriums, bei welchem Herr von Abel statt des Fürsten von Wallerstein die Leitung des Landes übernahm. Das von nun an bestehende Verhältniß der Lage der Dinge zu der früheren bezeichneten die historisch-politischen Blätter treffend mit den Worten: „Der Fürst Wallerstein sei der letzte Minister der alten Ordnung gewesen, mit dem jetzigen Minister habe eine neue, mit der Veränderung des katholischen Bewußtseins in der Weltlage verknüpfte Ordnung begonnen, gegen welche von Seite der alten nun rückgewirkt werden sollte."

Von dieser Zeit an ist der latente Krankheitsstoff, welcher bisher durch Palliativmittel niedergehalten worden war, offen zum Ausbruche gekommen und hat die Lebensprincipe des bayerischen Staates angegriffen. Die im Keime vorhandenen inneren Zerwürfnisse entwickelten sich, indem die katholische Kirche durch ihre Siege am Rhein sich mächtig genug fühlte, an der Isar einen Kampf zu wagen. Das Abel'sche Ministerium diente der ultramontanen Partei zur Stütze, wie denn dieselbe offen sagt, Abel habe gleich von vornherein in kirchlichen Dingen auf feste principienhafte Weise zu verfahren, die büreau-

kratischen Fesseln zu lösen und die werthesten politischen und moralischen Principien zu vertreten. Das Wesen des Kampfes bestand lediglich darin, die ganze seit Maximilian hervorgetretene Ordnung der Dinge von Bayern in kirchlich-politischer Beziehung anzutasten und in Zweifel zu ziehen. Die Verfassung oder, um im Abel'schen Sinne zu sprechen, der Geist der Verfassung sollte unter das Concordat gebeugt werden. Das, was man büreaukratische Willkühr nannte, war demnach nur ein Euphemismus, wesentlich aber nichts Anderes, als der Streit der katholischen Kirche gegen die Rechte des Staates auf kirchlichem Boden, der Streit zwischen Concordat und Constitution. Die protestantische Bevölkerung konnte in dem von nun an befolgten Systeme nur einen Feind des heiligen Princips der Parität erkennen und trat vor den Thron mit ihren Beschwerden über Verletzung der verfassungsmäßigen Rechte der protestantischen Kirche. Dahin gehören die Beschwerden über die Kniebeugungsordre, über die Verletzung der verfassungsmäßigen Rechte der Generalsynoden, über Connivenz gegen katholische Geistliche bei Conversionen und Unterrichtsertheilungen an Minderjährige. Es entstand Bitterkeit in den Gemüthern bei administrativen Abschlägen wegen Bildung neuer Gemeinden, wegen Beschränkung des Gottesdienstes zerstreut lebender Protestanten und ähnlicher Plackereien, deren wir schon früher Erwähnung gethan haben. Unter den Protestanten war es einmal zur Ueberzeugung geworden, der Minister fördere nur katholische Interessen, und beeinträchtige die protestantischen und staatlichen. Die Kniebeugungsordre, das protestantische Bewußtsein verletzend, erschien als Demüthigung des Protestantismus, als erlassen zur Erhöhung des Glanzes des katholischen Cultus; gegen die dogmatischen Bedenken war der militärische Gesichtspunkt nicht stichhaltig

So veranlaßte diese Ordre bittere Polemik im In- und Auslande, in Journalen und Broschüren. Sie veranlaßte Petitionen und heftige Kammerdiscussionen. Die Beanstandung der Competenz der Synoden rief ein schwer zu beseitigendes Mißtrauen hervor. Die Verweigerung der Bestrafung eines katholischen Geistlichen, auf die Beschwerde bezüglich des Uebertritts und der Unterrichtsertheilung an Minderjährige, begründet auf der Basis der Gewissensfreiheit erschien als Convenienz gegen die katholischen Geistlichen, als einseitige Förderung der katholischen Kirche. Die gelegentlichen anderen Verfügungen bei Organisationen von neuen protestantischen Gemeinden wurden nur als kränkende Beschränkungen des Protestantismus, als ultromontane Bosheit angesehen. So erkannte man denn auch das Verbot des Gustav-Adolph-Vereins nicht als aus politischen Gründen hervorgegangen, sondern, so wenig auch dieser Verein dem Fortschritte der Zeit entsprechen mochte, als dahin abzweckend, die bayerische protestantische Kirche von dem Gesammtstamme des deutschen Protestantismus loszureißen, ihr den Saft aus jener gemeinsamen Wurzel zu entziehen oder sie in ihrer Isolirung leichter mit dem katholischen Fluidum electrisiren zu können. Rechnet man nun ferner hin und wieder vorkommende Gehässigkeiten der katholischen Geistlichkeiten hierher, wie bei der Beisetzung der verstorbenen Königin Caroline, wo die protestantische Geistlichkeit, obwohl die Königinwittwe der protestantischen Religion angehört hat, in der Theatinerkirche als das fünfte Rad am Wagen erschien und überhaupt mit Zurücksetzung behandelt wurde; wie bei der protestantischen Gemahlin des Fürsten von Thurn und Taxis, deren Leib in die Fürstengruft von Sanct Emmerau aufzunehmen, dem zarten Gewissen der Regensburger Geistlichkeit suspect erschienen sein soll; ruft man

sich ferner die kriegerischen Kanzelvorträge des Predigers Eberhard zu München in's Gedächtniß, womit vielleicht ein weiter zu spinnender Streit über die gemischten Ehen eingeleitet werden sollte; bringt man endlich die durch den Görres'schen Anasthasius inficirte Journal- und Broschürenliteratur in Anschlag, welche, wie die Sion, die Aschaffenburgerzeitung, die historisch politischen Blätter, die Augsburger Postzeitung, den reinsten Ultramonatismus predigend, theils über die Siege des Katholicismus frohlockten, die oberste Verwaltung encouragirten, theils mit hämisch-giftiger Polemik die protestantische Opposition der Widerspenstigkeit gegen die Staatsgewalt und des politischen Radicalismus beschuldigten, ähnlich dem Abel'schen Verfahren bei den Kammerverhandlungen, — so bekommt man einen Begriff von der gegenseitigen Stellung der katholischen und protestantischen Confession, sowohl in den Kreisen der höheren Gesellschaft als im gewöhnlich bürgerlichen Leben, sowohl von Seite des Ministeriums als von Seite der leitenden Behörden der katholischen und protestantischen Kirche.

So war denn alles Vertrauen auf das Abel'sche Ministerium in den protestantischen Gemüthern gewichen; es erschien als ein guelfisches, als Träger des Ultramontanismus, verhaßt dem Zeitgeist, streitend mit der Natur und Aufgabe des bayerischen Staates. So kam Bayern beim ganzen Auslande in den Ruf und den Vorwurf des pfäffischen Obscurantismus; durch die Presse wurde das, was blos Korporationen, Behörden, Parteien und ihre Leiter verschuldeten, auf's ganze Land übergetragen, und es erging dem armen Bayern, der ohnedem schon genug geschlagen war, wie dem Böotier, von dem der Dichter sagt;

„Vervecum ex patria crassoque sub aëre natus.“

Hundertzweiundvierzigstes Kapitel.

Meine erste Unterredung mit dem Könige.

Der Intendant des Hoftheaters. — Abschlägiger Bescheid. — Audienz beim Könige. — Mein Portrait. — Ohrfeigenhistorien.

So waren die Verhältnisse, als ich, eine völlig Uneingeweihte in alle diese Controversen, in München auftrat. Ich war nichts als eine Tänzerin, und wollte auch in München nichts anderes sein. Einer meiner ersten Gänge war also zum Theater-Intendanten der Münchner Hofbühne, aber es gelang mir nicht, diesen Herren für meine Bedingungen, die gewiß nicht zu hoch geschraubt waren, zu gewinnen. Nach einer Unterhaltung, die wohl eine gute halbe Stunde gewährt haben mochte, verließ ich ihn ohne Hoffnung, in der bairischen Residenz meinen Zweck zu erreichen.

Aber ich gehöre nicht zu denjenigen Frauen, welche von ihrem Eifer für einen Vorsatz ablassen, so bald sich ihnen ein ernstliches Hinderniß in den Weg stellt. Gänzlich unbekannt, vom deutschen Journalismus fast ganz ignorirt, ohne irgend einen mächtigen Schutz, dessen ich mich doch mehr oder weniger in allen Ländern, welche ich bisher besucht, zu erfreuen hatte, kam mir die unter solchen Umständen gewiß natürliche Idee, — mich direct an den König zu wenden.

Ich schrieb also an Sr. Majestät und bat um eine Audienz, und sie wurde mir zu Theil.

Obwohl ich mich noch genau der Unterredung erinnere, welcher ich von Sr. Majestät gewürdigt zu werden das Glück hatte, so will ich doch nur im Allgemeinen sagen, daß diese erste Audienz eine Quelle der glücklichsten Empfindungen für mich war.

Sr. Majestät sprachen mit mir mit der größten Leutseligkeit und fragten nach meiner Herkunft, und ich nahm keinen Anstand zu versetzen:

Sire, ich bin von spanischem Geblüt, und an meiner Wiege wurde es mir nicht vorgesungen, daß ich dereinst als Balletänzerin fast ganz Europa durchirren sollte, ich würde lügen, wollte ich sagen, durchtanzen. Denn, obwohl dem Tanze bis zur Leidenschaft ergeben, habe ich dennoch erfahren, daß das Leben einer Tänzerin mehr über Dornen als über Rosen führt. Mein Leben — und ich bin, wie sie sehen, noch weit entfernt, von der Jugend als von einer Vergangenheit reden zu müssen — ist reich an den Wechselfällen des Geschickes, durch welches der Himmel oft diejenigen, welche er liebt, und wohl auch oft diejenigen, welche er haßt, zu führen pflegt. Aber ich beklage mich nicht, denn in welche Verhältnisse auch immer die Vorsehung mich bringen mag, niemals wird mir das Vertrauen auf ihren Beistand schwinden, und ich weiß, daß es Menschen, daß es Herzen giebt, welche um so mehr das Unglück schützen, als sie der Allgütige glücklich gemacht.

Nachdem ich diese Worte gesprochen hatte, blickte mich der König wohlwollend an und sagte:

Was mich betrifft, meine liebe Donna, gehöre ich zwar nicht zu den Glücklichen, denn noch vieles fehlt, daß mein Herz befriedigt sei, aber ich bin doch so glücklich, Ihnen Ihren Wunsch gewähren zu können.

Nachdem Sr. Majestät ein paar Zeilen niedergeschrieben hatten, fuhren Sie fort:

Sie sind also Spanierin?

Ich bin Andalusierin, Sire, Sevilla ist meine Geburtsstadt, aber ich habe meine Vaterstadt fast nicht gekannt, da ich sie als ein Kind verlassen mußte. Als ich sie vor einigen Monaten wieder sah, waren wir uns beide gegenseitig sehr fremd, ich mußte meiner Erinnerung Gewalt anthun, um selbst die Gegenstände wieder zu erkennen, welche mit meinen ersten Tagen in einiger Beziehung standen, und von denen meine Eltern mir zuweilen erzählt hatten.

Ich beklage Ihre Landsleute, sagte nach einer Weile der König, sie können aus der Revolution gar nicht heraus kommen, was soll bei diesen Zuständen aus dem armen Lande werden? —

Sire, versetzte ich, meine Landsleute sind brav und loyal, und mein Vaterland würde glücklich sein, hätte es Kraft und Energie genug, sich von zwei Uebeln zu befreien.

Und die wären? fragte der König.

Nach meiner Ansicht, Sire, müßte Spanien weniger bigott und mehr wahrhaft fromm, weniger liberal und mehr verständig sein.

Ach ja, sagte der König ein wenig bitter lächelnd, da mögen Sie Recht haben, meine liebe Donna, aber Sie haben da ein Uebel genannt, welches nicht allein in Spanien die Quelle vielen Unglücks ist.

Wir waren unwillkührlich auf das politische Terrain gekommen, aber wir verließen auch sofort dieses Thema wieder, und nachdem der König noch einige huldvolle Fragen an mich gerichtet hatte, entließ er mich unter den gnädigsten Ausdrücken.

Ich traf auf manchen spöttischen, auf manchen neugierigen

Blick, als ich aus den Gemächern Sr. Majestät kam. Die Unterredung war nicht ganz kurz, und ich bemerkte wohl, daß mir diese Audienz sehr rasch Freunde und Feinde geschaffen hatte, und doch war es nichts, als das allerdings erhabene Bewußtsein, an einem gütigen, milden Könige einen Beschützer gefunden zu haben, welches ich von dieser Audienz mit hinfort nahm.

Bald darauf erhielt ich ein sehr höfliches Schreiben vom Theater-Intendanten. Meinem Gesuch an ihn wurde vollständig nachgegeben, ja, es wurde mir nicht undeutlich zu verstehen gegeben, daß mir, selbst bei höher gesteigerten Forderungen, nichts entgegen stehe.

So war denn diese Angelegenheit bald zu meiner Zufriedenheit beigelegt, und ich hatte einige Tage darauf das Vergnügen, vor dem Münchener Publicum aufzutreten.

Die Hindernisse, welche mir entgegen traten, die Art und Weise ihrer Beseitigung durch die Güte des Königs waren, ich weiß nicht wie, dem Publicum schnell bekannt geworden, war das eine Veranlassung, mir mit einer Kälte zu begegnen, die ich allerdings nicht erwartet hatte? —

Ist es, daß man es eine Ausländerin, eine Fremde wollte fühlen lassen, daß sie vor den Augen des Königs Gnade gefunden hatte?

Oder waren schon jetzt gewisse Einflüsse thätig gewesen, mich in der Meinung des Publikums herabzusetzen?

Trotz dem trat ich zum zweiten und dritten Male auf, aber ich wurde immer mit derselben Kälte empfangen, obwohl es schon an Stimmen nicht fehlte, die mich gegen geheime Intrigue und Verläumdungen in Schutz nahmen.

Doch was that es mir?

Ich konnte mir die Gunst des Publikums nicht erwerben,

aber es gab doch Einen in Baiern, welcher mich mit Wohlwollen überschüttete, und dieser Eine galt mir mehr als das Publikum.

Nach dem dritten Male trat ich nicht wieder auf, aber bald wußte es ganz Baiern, daß ich unter dem persönlichen Schutze seines Königs stand.

Vielleicht hätte sich das Volk sehr wenig mit meiner Person beschäftigt, hätte es nicht im Interesse einer Partei gelegen, mich dem Volke gewissermaßen aufzudrängen. Man haßte nicht die Künstlerin, aber man haßte die Person, welche ein persönliches Verhältniß für politische Zwecke nicht ausbeuten wollte.

Da man sich umsonst bemüht, mich zu benutzen, wollte man mich verderben. — Ich kann wohl sagen, daß ich von allen Seiten mit ungünstigen Augen betrachtet wurde. Die jesuitische ultramontane Partei haßte mich, die liberale Partei liebte mich eben so wenig.

Es ist dies gewiß ein ehrenvolles Zeugniß für meine Stellung dem Könige gegenüber. Ich wollte ein edles Herz nicht zum Spielball der Parteien machen, und erst als man mich reizte, fühlte auch ich, — daß ich ein Weib sei. —

Die Journale, welche mich früher ignorirten, fingen plötzlich an, sich ungemein viel mit meiner Person zu befassen, die deutsche Presse, welche mich bisher nicht kennen wollte, erging sich nun in allerlei Hypothesen über meine Herkunft und meine Person überhaupt.

Ich bin nicht mehr eitel, als andere Frauen, vielleicht etwas weniger, aber ich muß gestehen, daß meiner Eitelkeit sehr wenig geschmeichelt wurde. Das Günstigste, was die deutsche Presse über mich schrieb, und was keinen kleinen Beisatz von Ironie hat, ist ungefähr in den folgenden Worten enthalten:

Wer Lola Montez eigentlich sei, woher sie stamme u. s. w.,

darüber zerbrechen sich alle in- und ausländischen Journale den Kopf. Es dünkt uns dies sehr gleichgültig zu sein, denn wozu sollen Taufscheine, polizeiliche Aufenthaltskarten, Genealogien denn eigentlich dienen? Sie können den Werth einer Person weder schmälern, noch erhöhen, und gerade dieses ekelhafte Forschen nach dem Ursprung und das hienach geformte Urtheil beurkundet den lächerlichen Zopf, der unserem Zeitalter, obwohl es ihn sorgfältig zu verbergen sucht, anhängt. Ob sie als Lola Montez in Spanien das Licht der Welt erblickt, oder als Betsey James in Irland, ob sie eine Landsmännin Cid's, oder O'Connell's sei, ob sie die Kunst des Ballettanzes, oder des Rossebändigens geübt, das kann im Grunde in ihrer Beurtheilung nichts wiegen. Wenn sie unstet und flüchtig in Madrid, Paris, London, Berlin, Kalisch, Warschau, Petersburg, Leipzig, Baden-Baden, Homburg, München auftaucht, so ist dies Künstlerleben und Künstlerneigung. Wenn sie, ein weiblicher Ulysses, oft sonderbare Fata bestand, mit Notabilitäten in Berührung kommt, zuweilen der polizeilichen Zartheit, wie in Berlin, Warschau, Baden-Baden aus dem Wege geht, wenn einer ihrer Verehrer das Unglück hat, ihretwegen erschossen zu werden, wenn sie mit ächt spanischer Herzhaftigkeit über einem polnischen Gensd'armen die Reitgerte schwingt, so zeigt dies Alles nur, daß ihr romantischer Character die Grenzen des gewöhnlichen Philisterlebens und der mit Unrecht zugemutheten engen weiblichen Sphäre zuweilen überschritt.

Lola Montez bleibt bei dem Allem eine ausgezeichnete Persönlichkeit. Leib und Seele hat ihr die Natur herrlich ausgestattet. Man denke sich eine schlanke und zartgliedrige Figur, mit reizenden, interessanten Gesichtszügen, tiefblauen Augen und blendend schwarzen Haaren, zartrothem Teint, mit

edler gebietender Stirn, Augenbraunen, welche Muth und Entschlossenheit verrathen, mit sprechendem, liebfreundlichem Munde, in welchem Zähne stehen, wie eine Perlenreih' am Faden hängt. Die zierlichste Hand, der niedlichste Fuß setzt dieses holde Frauenwesen in Bewegung. Es ist der Mühe werth, zu sehen, mit welcher Grazie und indianischen Muskulosität sie den Wagen besteigt und verläßt, welcher sie von ihrer jetzigen Wohnung in der Theresienstraße in das ihr vom Könige zugedachte, vom Grund aus neu erbaut werdende Palais in der Barrerstraße täglich führt. Dort leitet sie den Feinbau, denn sie weiß, was Geschmack und Pracht sei. Haltung und Bewegung ist würdevoll. Nichts gleicht dem Feuer ihrer Beredtsamkeit, das sie auf die holdseligste Weise zu mildern weiß. Auch ihre Feinde müssen gestehen, datz man sich in ihrer Nähe von ihrer Persönlichkeit gefangen fühle, ihren Reizen kann Niemand widerstehen, und selbst dann, wenn sie, äußerst reizbarer Natur, in Leidenschaft und Zorn geräth, in welchem sie häufig thätlich wird, ist sie eine liebenswürdige Amazone. Sie ist Liebhaberin eines regen Lebens; in ihren Zimmern duften die ausgesuchtesten und herrlichsten Blumen; Sing- und Schauvögel beleben die Räume, Katzen und Hunde haben Bürgerrecht in ihrem Hause. Sie selbst weiß sich auf das Geschmackvollste zu kleiden, ihre Toilette ist reizend, und wenn es gilt, ist ihr nichts prächtig genug.

Wie ihr Leib, so hat auch ihre Seele herrliche Vorzüge. Sie ist voll Geist und Witz, ihre Conversation ist lebhaft, anregend, frisch. Keine Hofdame vermag es ihr im Scharfsinn zuvorzuthun. Ahnend weiß sie, wer ihr Feind ist, auch wenn er sich hinter einer Larve zu verbergen sucht. Sie durchschaut die Pläne ihrer Gegner, noch ehe sie denken entdeckt zu sein, und weiß dann mit solcher Gewandtheit Minen uud Gegenmi-

nen zu graben, daß sie in ihren Netzen sich verstricken und in ihre eigenen Gruben fallen. Man sieht, daß die Natur Vorsorge getroffen, ein Wesen zu schützen, welches einem Character und Temparamente gemäß in mancherlei Difficultäten sich begeben muß. Es ist die Nothwehr des gedrückten, verfolgten, überall beschränkten weiblichen Geschlechts. Wer mag es Lola verargen, wenn sie ihre Vorzüge dazu benutzt, um auf ihre Art glücklich zu sein?

So lantet diese sonderbare Vertheidigung, die manches unrichtige Factum enthält, ich will aber genau acceptiren, was sie schmeichelhaftes für mich sagt.

Ich nehme Komplimente an, wenn sie auch nicht aufrichtig gemeint sind, in einer Welt, die sich so oft an der Wahrheit versündigt, ist es gut, sie aus jedem Gefäße entgegen zu nehmen.

Aber lustig ist es fürwahr, daß dieselbe geistreiche Feder, welche ich schon einmal für mich habe schreiben lassen, das deutsche Publikum neben dem tiefen Ernst seiner historischen Darstellung und den wichtigsten Fragen mit einer Ohrfeigenhistorie unterhält, als wäre diese gleichsam das erläuternde Portrait zu der obigen Beschreibung.

Ich aber frage die Männer, womit wir Frauen es denn eigentlich verschuldet haben, daß wir ihnen gegenüber dazu sollten verdammt sein, stets die Lämmer zu sein, welche sich niemals daran erinnern dürfen, daß die Wange eines Mannes für die Frauen nicht immer zum Küssen da ist? —

Wenn der Zorn der Brutalität begegnet, so glaube ich, hat er ein Recht dazu.

Und ich glaube, es gehört nicht zu den Staatsactionen, Jemandem eine Ohrfeige zu geben. Ist das etwas, worüber sich das starke Geschlecht beklagen kann, was auch nur der Mittheilung werth wäre, wenn eine Frau, die man eben deß-

halb, weil sie nur eine Frau ist, beleidigen zu können glaubt, diese Beleidigung mit einer Ohrfeige zurückweist?

Darüber nun sollte das Münchener Publikum empört sein.

Lächerliche Farce!

Welche Meinung man auch immer von einem Volke haben mag, so ist es, denke ich, dennoch absurd, zu glauben, daß das Münchener Volk um ein Paar Ohrfeigen willen eine Revolution zu machen im Stande sei, oder daß diese nur den geringsten Beweggrund zu einer solchen hätten abgeben können.

Ich denke von einem Volke besser.

Doch ich will die possirliche Geschichte, wie sich der Herr Verfasser ausdrückt, hier folgen lassen:

Wir glauben unseren Lesern nicht lästig zu werden, wenn wir in den Kreis unserer Berichte auch solche Thatsachen aufnehmen, welche spaßiger und possirlicher Natur sind. Zumal bilden diese Facta, was man kaum denken sollte, einen Hauptgrund, warum Münchens edle Bevölkerung so herzlich erbos't über unsere Heldin war. Diese Facta sind die so hart berüchtigten und bezüchtigten Ohrfeigengeschichten. Wir erzählen dieselben so, wie sie uns am Meisten authentisch erscheinen, und wollen dem Leser recht gerne seine Kritik und sein Urtheil darüber belassen. So lächerlich nun aber diese Geschichten scheinen mögen, so haben sie doch auch eine ernste Seite, denn wenigstens eine derselben griff in ihren Folgen etwas tiefer in das Practische ein, indem die Versetzung eines Beamten dadurch bedingt war.

Eine Ohrfeige erhielt von Lola ein Practikant aus der Veterinärschule in München, der ihren erkrankten Hund in Behandlung hatte. Nachdem letzterer eine Zeit lang in des Thierarztes Spital gewesen und, wie es überhaupt Spitalkranken ergeht, nicht gesund geworden war, kam Lola in Per-

son und erkundigte sich nach dem Schicksale ihres Lieblings. Etwas brüsque und dictatorisch erklärte der Arzt, das Thier sei keineswegs schon hergestellt, vielmehr sei die Krankheit etwas heftiger geworden. Entrüstet über diesen Gleichmuth und vielleicht auch über die schwache Heilkunst, welche sich als starke preist, vielleicht auch aus Mitleiden mit den vermehrten Schmerzen des Thieres gab sie dem Arzte eine Ohrfeige und nahm unverzüglich ihren Hund zu sich. Daß derselbe durch häusliche Pflege wiederhergestellt wurde, erhellt aus einem späteren Factum, bei welchem jener Hund nochmals seine Rolle spielt. Als der Practikant polizeiliche Ahndung wegen dieser Realinjurie ansprechen wollte, soll der König ein Handbillet an den Director der Veterinärschule geschrieben haben, und befreite auf diese Weise Lola von der Hand ihres drohenden Peinigers.

Eine zweite Ohrfeige bekam der Packknecht des Ingolstädter Boten, der eben mit Aufladen von Gütern beschäftigt war und einen großen, starken Hund zur Seite hatte. Zufällig passirte Lola, von zwei Herren begleitet, diese Straße. Ihr Hnnd, eine schöne schwarze Dogge, mochte Miene machen, den Hund des Packknechtes anzufallen. Der Packknecht schlug deß- halb ohne Weiteres mit einer Ladaxt nach dem Hunde Lola's, worauf Letztere blitzschnell auf den Packknecht eindrang und ihm eine derbe Ohrfeige versetzte. Derselbe war ganz consternirt, eine solche heroische Dame zu sehen, und verhielt sich ruhig. Nicht so das Publicum, welches sich während dieses Schauspieles in Masse versammelt hatte. Des Auflaufs halber begab sich Lola in einen Silberladen und mußte dort geduldig verharren, bis die lächerlich-tobend sich geberdende Menge nach Dazwischenkunft von einer Anzahl Gensd'armen und selbst des Polizeicommissärs auseinanderging. Der Packknecht

verklagte zwar Lola bei der Polizeibehörde wegen der erlittenen Injurie, in Ansehung aber, daß der Schlag ihn electro-magnetisch durchzuckt und gerade keine eigentlich großen Schmerzen verursacht habe, begnügte er sich mit einigen Reichsthalern Schmerzensgeld und stand von der weiteren Verfolgung der Sache ab. So endete auch dieser Spaß ohne fernere Folgen für Lola, nnd der König soll sogar über diese Geschichte herzlich gelacht und die Heldin wegen ihres Muthes belobt haben. Anders sprachen die gekränkten Einwohner München's. Mit Pathos hörte man Männer und Frauen in die Worte des Unmuthes ausbrechen: „So weit ist es gekommen, daß diese Fremde bayerische Bürger ungestraft schlagen kann!" Fürwahr, der Casus macht mich lachen!

Die dritte Ohrfeigengeschichte ereignete sich auf folgende Art. Während der diesjährigen Faschingstage wollte Lola's Kammerdiener als Maske bei einem Privatball im Gasthof zum goldenen Hirschen in München hospitiren. Havard, der Gastgeber, bemerkte ihm, daß die Gesellschaft eine geschlossene sei, und letztere selbst wies die Maske auf eine wenig freundliche Art hinaus. Hierauf verfügte sich Lola, welche, was hier bemerkt werden muß, im goldenen Hirschen, wenigstens in dem dazu gehörigen gegenüberliegenden Gebäude wohnte, in Person zum Gastgeber und machte ihm Vorwürfe darüber, daß er die übliche Maskenfreiheit während der Faschingszeit so wenig respectire, zumal sie ja eine Mitbewohnerin des Hauses und sogar als Fremde zu betrachten sei. Im Wortwechsel erhielt endlich Havard eine Ohrfeige; eine zweite erhielt endlich der Kleidermacher Riehle, welcher sich unberufen in die Streitsache mischte. Während Havard die Injurie nicht erwiderte, suchte sich jedoch Riehle durch Repressalien zu entschädigen, versetzte der schönen Dame mehrere Streiche auf die Wange und suchte

seine männliche Kraft durch Hinauswerfen zu zeigen. Die Sache, welche polizeilich anhängig wurde, endete damit, daß über Lola und den Schneider Arreststrafe ausgesprochen wurde, über Lola wegen Realinjurie, über den Schneider wegen unberufener Einmischung. Beide wurden jedoch durch die Gnade des Königs von der Arreststrafe entbunden. Havard soll diesen Handel nicht weiter verfolgt haben. Lola verließ gleich des anderen Tages ihre Wohnung und zog in die Theresienstraße.

Eine folgenreichere Ohrfeige erhielt endlich ein Postpacker, welcher ihr, als sie in ein Postlocal eintreten wollte, um sich über etwas ihr sehr wichtiges zu erkundigen, den Eingang etwas brüsque versagte. Der Postpacker verklagte Lola bei der Polizei wegen beleidigter Amtsehre. Sie wurde mittelst Schreibens von letzterer citirt. Im Zorne und Aerger, daß sie sich persönlich stellen und überhaupt so viel mit der Polizei zu schaffen haben solle, zerriß sie das Citationsschreiben, durch welchen neuen Act der Selbstäußerung die Sache noch schlimmer angesehen wurde. Der Handel wurde nämlich, wie man zu sagen pflegt, criminell und erschien als Widersetzlichkeit und Verachtung gegen die staatliche Behörde. Wir lassen es dahingestellt, ob es absolut nothwendig war, dieses Vergehen als criminell und als dolus anzusehen, oder vielmehr als etwas im augenblicklichen Aufwallen des Zornes Geschehenes, da, wie schon bemerkt, Lola sehr reizbaren Temperamentes ist. Wir berichten blos, daß diese allerdings scharfe Auffassung der Sache dem damaligen Polizeidirector, Freiherrn von Pechmann, von hoher Stelle sehr übel ausgelegt wurde. Derselbe war bekanntlich nach dem Ableben des Freiherrn von Karg-Bebenburg erst kurz an seine Stelle berufen worden, und war früher Landrichter in Landshut. Man sagt, der König habe, bei jener Ueberweisung der Sache zum Stadtgerichte, den Frei-

herrn von Pechmann vor sich kommen lassen, um ein Referat zu vernehmen oder sie günstiger zu gestalten. Im Laufe des Gespräches habe er ihn unter Anderem gefragt, was denn eigentlich das Volk dazu sage, Freiherr von Pechmann habe sich auf diese Frage zuerst zurückhaltend benommen, dann aber, aufgefordert, unverhohlen zu sein, geantwortet: „Majestät! Sie haben die schönste Perle aus Ihrer Krone verloren, die Liebe Ihres Volkes!“ Darauf habe der König schnell erwiedert: „Fort! fort! in Landshut ist auch eine gute Luft.“ Somit hatte Freiherr von Pechmann aufgehört, Polizeidirector in München zu sein, und wurde wieder an seine Stelle als Landrichter in Landshut zurückversetzt, die Polizeidirection aber erhielt der Polizeicommissär Mark. — Weitere unangeaehme Folgen hatte auch dieser Handel für Lola nicht. Ihre Zurechnungsfähigkeit erschien aus mehreren Gründen für eine zu verhängende Strafe nicht hinlänglich, dieweil, wie aus einem angeblichen Gutachten des königlichen Leibarztes unwiderleglich hervorgehen soll, sie damals, sich in temporären interessanten Umständen befindend, äußerst gereizt gewesen ist. So wich auch diese Trübsal, und Lola ist ein aus der Asche hervorgehender Phönix.

Was soll man nun zu allen diesen Vofällen sagen? Soll man sie mit dem strengen Ernste einer Jury beaugapfeln? Ich fürchte, man ahme dann Don Quixote nach, der Windmühlen für Riesen hält. Jedes Ding hat zwei Seiten, die strenge und die milde. Das Alterthum hat zwei Philosophen gehabt, von denen der eine über alles lachte, der andere über alles weinte. Man kann in einer Laterna Magica die freundlichsten Figuren zu entsetzlichen Schreckbildern umgestalten. Man kann durch verschiedene Schlüsse in dem kleinsten moralischen Fehler eine Sünde gegen Gott erkennen. Offenbar

spielen in dergleichen Urtheile gar oft fremde Strahlen hinein, und es ist ein alter Satz: Wer liebt, verzeiht. Wer demnach haßt, sieht gerne Alles schwarz; kleine Fehler werden zu großen, kleine Vergehen zu Verbrechen, Uebereilungen zu Bosheiten, Eigensinn zur Empörung. Lola ist, wie schon gesagt, von reizbarem, leicht in Zorn aufwallendem Temperament, einer Gemüthsverfassung, die leicht zur Reibung mit anderen Personen, zur Selbsthülfe und somit zur polizeilichen Sphäre führt. Ihr Charakter ist chevaleresque, hat einen Anflug von Romantik; sie hat Muth und Entschlossenheit. Bei all diesen Eigenschaften sind Collisionen leicht möglich. Würde Lola ein Liebling des Volkes sein, so würde man sich solche Dinge mit heiterem Scherze erzählen. So aber ist das Publikum gegen sie eingenommen, und die lustigen Tagesereignisse werden zu blutigen Thaten, zu tief traurigen Vorfällen, zu heillosen Gewaltthätigkeiten. Ja, man läßt sich in kindisch-lächerlichem Pothos so weit treiben, das man das bayerische Bürgerthum als von einer Fremden hart und arg verletzt sich vor die Seele führt. Difficile est, satyram non scribere! — Lola ist nicht in Allem zu rechtfertigen, wie denn leidenschaftlicher Zorn Niemand, am wenigsten einer Dame, zu rathen ist, aber bekennen müssen wir zur Steuer der Wahrheit, daß Einem von der wenig gebildeten Klasse in München oft mit eclatanter Grobheit begegnet wird. So hat vielleicht jener Packknecht des Ingolstädter Boten sein Schicksal verdient. Man hat für ein so rohes Betragen in München selbst ein Wort, das Wort „protzenhaft". Unter Protz aber versteht man eine Kröte und im figürlichen Sinne einen Menschen, der mit großer Wohlhabenheit eine bedeutende Genährtheit des Körpers, Ungenährtheit des Geistes und erstaunliche Grobheit verbindet, und diese Eigenschaften finden sich fast in allen Ständen; leider wird

man selbst auf Aemtern nicht immer mit der gebührenden und so wohl anstehenden Feinheit behandelt, was hier nicht das erste Mal, sondern bekanntlich schon öfter gerügt worden ist. Strenge Amtstreue ist lobenswerth, aber sie paare sich mit Höflichkeit! Hiernach wird ein Theil jener obigen Facta zu entscheiden sein.

Nur ein Wort müssen wir über Freiherrn von Pechmann's Versetzung vernehmen lassen. Verdienten seine Worte: „Majestät! Sie haben die schönste Perle aus Ihrer Krone verloren, die Liebe Ihres Volkes!" eine solche Strafe? Lesen wir in der Seele des Königs richtig, so fand dieselbe in dieser Aeußerung keinen amtlichen, sondern einen persönlichen Charakter, eine Parteiergreifung gegen des Königs Benehmen. Ich schweige, denn die Sache ist fein, und grobe Hände dürfen sie nicht fassen.

Die Leser werden die Frage an mich richten, ob diese possirlichen Geschichten wahr seien, und ich werde darauf antworten:

Ich habe allerdings so manche Ohrfeige in meinem Leben ausgetheilt, — aber ich habe niemals ein Tagebuch darüber geführt, auch habe ich es versäumt, mir Quittungen über den Empfang geben zu lassen, man wird es also erklärlich finden, wenn ich nicht mehr genau weiß, ob ich mit den oben genannten Personen wirklich in die oben beschriebene Collision gerathen bin.

Diesen oder jenen Umstand aber, welcher mir zufällig noch erinnerlich ist, zu berichten, halte ich wie gesagt nicht der Mühe werth.

Ich habe mich jetzt mit ernstern Gegenständen zu beschäftigen.

Führen wir den Griffel weiter.

Hundertdreiundvierzigstes Kapitel.

Sittlichkeits-Theorie meiner Vertheidiger.

Es ist wohl selten über das Verhältniß einer Frau zu einem Könige so viel Gerede gewesen, wie über das, in welchem zu dem Könige von Bayern zu stehn ich einige Jahre lang das Glück hatte. Man sehe die Zeitgeschichte aller Jahrhunderte, man sehe sich um auf allen Thronen der Erde und gebe sich darüber Antwort, ob es so Unerhörtes sei, daß ein König liebe, und daß eine Frau von ihm geliebt werde, welche nicht wie er auf einem Throne geboren ist. — Ich wenigstens glaube mich vollkommen über die Scrupel hinwegsetzen zu können, welche zwar auch das bürgerliche Gesetzbuch hat, welche aber sicherlich nicht der natürlichen Moral entnommen sind. —

Als mir der König zum ersten Male erklärte, daß er mich lieb gewonnen, daß er es gern sehen würde, wenn ich länger in seiner Residenz verweilte, daß ich nicht nöthig haben sollte, von den Almosen des wetterwendischen Volks-Beifalls zu leben, daß ich immerdar rechnen könnte auf seinen Schutz, auf sein Herz, — da dachte ich nur Eins: der, welcher so mit Dir spricht, ist ein König.

Ich kümmerte mich wirklich in diesem Augenblicke um nichts, was außerhalb dieses wohlthuenden Gedankens lag, ich fragte nicht: haben Ew. Majestät nicht schon eine Gemahlin, und soll ich etwa die Ehre haben, Ihre Maitresse zu sein? — Sind Ew. Majestät nicht etwa schon zu alt für ein solches Verhältniß? Und erlaubt es auch das Volk, Sire, Ihre Gunst einem fremden, unbekannten Wesen zu schenken, welches Ihnen Interesse einflößt? Alle diese Gedanken blieben mir vollkommen fremd, und was ich dem Könige auf seine mich so beglückenden Worte erwiderte, lautete einfach:

Sire, ich habe den schönsten Augenblick meines Lebens erreicht in dem Momente, wo zu mir ein König sagte: ich schütze Dich, Verlassene; ich danke Ew. Majestät für das kostbare Asyl, welches Sie mir darbieten, und wenn die Dankbarkeit nicht gänzlich auf Erden entschwunden ist, so rechnen Sie darauf, daß mein Leben, meine Gedanken, mein Herz, mit einem Wort, daß Lola Montez Ihnen angehören wird, so lange sie unter den Lebenden sein wird.

Wie gern glaube ich Ihnen, meine liebe Lola, sagte der König mit wehmüthigem Lächeln, ich glaube an die Wahrheit Ihrer Empfindungen und an die Worte, welche Sie ihnen leihen, ich möchte auch wohl einmal erfahren, wie sich die wahre, aufrichtige Dankbarkeit gegen einen König ausspricht, o, glauben Sie, meine liebe Lola, wir Könige haben das wenig beneidenswerthe Schicksal, oft für das Unrecht, was wir unwissentlich thun, gelobt, für das Gute aber, was wir mit Bewußtsein ausführen, getadelt zu werden. Dankbarkeit, den Königen gezollt, ist eine seltene Herzensgabe. O, es ist wohl schwer, ein König zu sein, so sehr er auch um den Glanz des Thrones beneidet wird.

Sire, versetzte ich, Niemand weiß das besser zu würdigen,

als ich; ich habe die Diplomatie der Heuchler und Schmeichler kennen gelernt, ich habe die Höflinge kennen gelernt, welche den Thron in Beschlag nehmen, arm an Werken der Liebe und der Menschlichkeit, durch welche sie dem Throne und sich zugleich nützlich sein könnten, und das Volk, Sire, das Volk hat sich ja deshalb Königen unterworfen, weil es weiß, wie viel leichter es ist, daß Alle von Einem Gerechtigkeit erhalten, als Einer von Allen.

Es ist nur Eines, meine liebe Lola, um das wir in der That zu beneiden sind, das ist die glückliche Lage, welche uns gestattet, denen rücksichtslos Gutes zu thun, welche wir lieben, und denen zu verzeihen, welche uns hassen.

Sire, gab ich bewegt von diesem Edelmuth zur Antwort, das sind die Ideen, welche ich mir stets von einem Könige gemacht habe und — von einer Königin. Sire, mein Loos hat mich schon mehr als einmal an die Stufen eines Thrones geführt, ich konnte greifen nach dem Diadem, aber es war in einem Welttheile, in einem Lande, wo die Frauen Sklavinnen sind.

Nach diesen Worten forderte mich der König auf, ihm die Geschichte meines Lebens in Indien mitzutheilen, ich that dies mit der größten Bereitwilligkeit, und der König verließ mich, indem er mir in Bezug auf meine Zukunft die huldvollsten Zusicherungen gab.

Das war der Anfang eines Verhältnisses, das für mich die Quelle so großer Leiden und Freuden wurde.

Ich habe nie geglaubt, daß die Schritte eines Königs mit so mißtrauischen Augen betrachtet würden; daß man den Einfluß eines weiblichen Wesens mehr als den aller Männer fürchte, und es ist komisch genug, wie viele Mühe sich die Leute gaben, das Verhältniß des Königs mit mir zu tadeln.

Selbst diejenigen, welche mit unbefangenen Augen sahen und dieses Verhältniß offen vor dem Lande vertheidigten, mischten in ihre Mittheilungen so viel Ironie, daß sich nichts lustiger lesen läßt, als diese so genannten Apologien. Ich will einige davon des Spaßes halber hier anführen:

Es giebt eine rohe und gemeine Welt, welche, wo es einigermaßen thunlich ist, nur eine schmutzige Seite zu finden und hervorzukehren weiß. Man braucht jedoch kein Libertin zu sein, um gewisse galante Abenteuer nicht auf der Wagschale der strengen Kritik zu wiegen. Wird es ja als eine christliche Tugend hingestellt, von Andern das Beste zu glauben und in der Beurtheilung mild und leidenschaftslos zu sein. Zudem sind gerade oft die strengsten Mückenseiger die größten Kameelverschlucker, indem sie in gewissen Sachen den Zügel der sogenannten Sittlichkeit sehr straff ziehen, für andere Zwecke aber ihn sehr lax halten. Es kommt dabei die alte Frage auf's Tapet, was denn eigentlich Sittlichkeit sei. Ich will den Begriff derselben, wie er in mir zur Ueberzeugung geworden ist, nun keineswegs der Welt aufbringen, auch hier nicht einmal soll er die Basis einer Apologie des Königs bilden, aber mit vollem Rechte glaube ich, verlangen zu können, daß man eine mildere Auffassung nicht kalt und ungläubig von sich abweise und so sich unter die Reihen der gemeinen rohen Kritiker mische.

Hochgestellte Personen sind der Kritik am Meisten ausgesetzt, und wem ein wichtiges Amt übertragen ist, über den werden die verschiedensten Stimmen je nach dem politischen oder kirchlichen Systeme laut werden. Unbestritten, lobenswerth und von jedem Vernünftigen wohl anerkannt ist des Königs Sinn für antike Schönheit, und hier hat sich derselbe gewiß ein Denkmal erbaut, dauernder als Erz. Haben andere Fürsten auf Militär und Kasernen ungeheure Summen vergeudet, so

war es eine liebe theure Privatneigung des bayerischen Fürsten, die Kunst zu beschützen und ihre Schätze der gewiß einst dankbaren Nachwelt aufzubewahren. Es ist überflüssig, aller der Bauten und Kunstsammlungen Erwähnung zu thun, welche durch ihn an's Licht kamen.

Sinn für Schönheit und Geschmack für Kunst adeln in der That das Herz des Königs, sie stehen aber auch in einem gewissen Contrast mit den Eigenschaften eines christlichen Fürsten. Um offen zu sprechen: das strenge Christenthum schließt eigentlich die Kunst aus. Man lasse sich nicht beirren mit dem Einwurf, die christliche Religion habe ja die Kunst gefördert, und noch heute heiligen sie dieselbe durch die Ausschmückung ihrer Tempel. Illusion ist es! ein täuschendes Quiproquo. Nicht die Kunst will die Kirche fördern, sondern sie will **sich** fördern durch die Kunst; nicht die Kunst will sie heiligen, sondern s i c h will sie schmücken durch die Kunst. Diese Andeutungen mögen hier genügen und haben nur den Zweck, auf ein Phänomen hinzuweisen, welches zu erklären ein interessanter Gegenstand wäre. Ein Contrast ist es, zugleich der Kunst und Kirche in Wahrheit anzugehören. Es ist kaum zu bezweifeln, daß der König aufrichtig den Grazien opfert. Seine Liebe zu ihnen ist ungeheuchelt, und der Beweis dafür könnte von hundert Seiten, sowie von seinen Gedichten geliefert werden. Der König hat also Individualität, wo Welt, Menschenthum, Griechenthum, Kunstschönheit hineinragt. Das ist wichtig, es ist ein Schlüssel zu seinem Privatleben. Schönheit weiß er zu schätzen, Schönheit weiß er anzubeten, für Schönheit lebt er, in ihr webt er. Wo aber die Grazien ihren Wohnsitz aufgeschlagen, da darf auch Aphrodite nahen. Tretet, ihr Schwergläubigen, in die Residenz, durchschreitet die sinnig ausgeschmückten Gemächer! Dort werdet ihr auch einen Saal finden, wel-

9*

cher der Schönheitssaal heißt. Abgebildet von Meisterhand sind dort die herrlichsten Frauengestalten, und ihr holdes Antlitz leuchtet euch gleich der Sonne am Frühlingsmorgen entgegen. Dort prangt auch Lola's Bildniß in Lebensgröße. Keiner zulieb, und Keiner zuleid, aber sie ist die Perle unter den Perlen, die Blume unter den Blumen. Von Stieler's Hand ist dieses Meisterwerk der Schöpfung. Zwar soll das Gemälde des Königs Kunstgefühl nicht ganz befriedigt, und er soll Stieler sogar, auf der Straße mit ihm zusammentreffend, gesagt haben: „Stieler, Euer Pinsel wird alt!“ Aber wo das Leben spricht, muß ja die Kunst zurückstehen.

Noch kaum je für ein schönes Frauenwesen war der König so enthusiastisch gestimmt, wie für Lola, und mit Hinweisung auf den Eingang in diesem Kapitel kann mit voller Wahrheit behauptet werden, es umschlinge Beide ein seelisches Band. Ihre Zuneigung ist zugleich Freundschaft. Daher schreibt es sich, daß Lola mehr Einfluß auf den König hat, als ein gewöhnliches Verhältniß zu thun pflegt. Dadurch erklären sich die gewaltigen Veränderungen, welche in jüngster Zeit stattfanden. Es spricht der Geist zum Geiste, die Seele zur Seele, und ich denke, vor der Heiligkeit eines solchen Verhältnisses müßte jedes falche Licht, boshafterweise hinübergespielt, verschwinden. Wenigstens ändert es nichts in der wahren Sachlage.

Daß ein König durch solche Huldigungen die schönste Perle aus seiner Krone verliere, wie Freiherr von Bechmann dem Volke in den Mund legt, wäre eine sehr abenteuerliche Sache. Ueberhaupt ist ja in gewissen Dingen die Person des Fürsten von seiner Würde zu trennen. Der König ist auch Privatmann und Cavalier. Wie lächerlich müßte ein Buch ausfallen, welches zum Zweck hätte, darzuthun, wie Alles und Jedes, was der Fürst treibe, eigentlich Staatssache sei. Wahrscheinlich

müßte er dann essen und trinken, um sich dem Staate zu erhalten; spazierengehen, um sich für Staatsgeschäfte neu zu stärken; heirathen, um einen Thronerben zu haben u. s. w. Da wäre ja der König gar nichts Anderes, als der Knecht der Knechte, zugleich Triebrad und getriebenes Rad. Und was nicht streng in die Staatsmaschine paßte, das müßte er bleiben lassen. Lieblingsneigungen, Privatvergnügungen wären unzulässig. Wer aber in aller Welt möchte da noch König sein! Das große Publicum urtheilt in diesen Dingen, wie bekannt, engherzig; es weiß nicht, was es fordern darf und soll. Es glaubt, der Fürst müsse ebenso bürgerlich zurückgezogen leben, als der schlichte Handwerksmann. Es murrt über ein schönes Gespann, über eine fürstliche Tafel, über ein prächtiges Palais, und nennt es überschwenglichen Luxus. Und hat ein Fürst nun gar Sinn für weibliche Schönheit, sucht er außer dem häuslichen Kreise Nahrung für seinen Geist, Labung für sein Herz, Befriedigung des Freundschaftstriebes, da ist es aus, da ist Feuer im Dach, da wankt des Staates Säule, da sinkt des Reiches Grundbau, Alles ist verloren, selbst die schönste Perle der Krone, des Volkes Liebe. Aber nur eine Nacht Geduld, und zauberisch hat sich Alles wieder eingestellt. Als nach den tumultuarischen Auftritten am 1. März der König zum erstenmale wieder im Theater erschien, wurde er mit jauchzendem Vivat empfangen und begrüßt. Hat das Publicum gemurrt über das Verhältniß des Königs zu Lola, so vergesse man nicht, daß es ebenso unzufrieden ist mit seinen herrlichen Kunstbauten und, wie es sich auszudrücken pflegt, mit seiner Geldverschwendung auf Kunstschätze, daß es sich aufhält über seine Reisen, die er der Gesundheit wegen unternimmt. Hier zeigt sich das Publicum tyrannisch, und seine Unzufriedenheit ist unrecht.

Die Welt ist noch keineswegs darüber im Reinen, was denn eigentlich Sittlichkeit sei. Man frage einen christlichen Priester, und er wird den Bescheid geben: Kreuzige dein Fleisch, d. h. unterdrücke deine natürlichen Neigungen, befriedige nicht deine natürlichen Bedürfnisse! Gottlob, daß dieser Zuruf von den Wenigsten beachtet wird, denn im Punkte solcher Sittlichkeit irren alle mannigfaltig von dem christlichen Pfade ab. Auch würde die Welt, wäre solcher Grundsatz streng durchgeführt, gar bald, wenn nicht ein Leichenacker, doch wenigstens ein Kloster sein, und man würde jenen erdfahlen, häßlichen, lebendigen Menschengerippen begegnen, wie sie uns Holzschnitte aus dem Mittelalter zeigen. Anderes ist das, was ein sogenannter ehrsamer christlicher Bürger Sittlichkeit heißt. Er hielte es für Sünde, Sonntags eine Messe oder Predigt zu versäumen. Neben der Sättigung seiner Seele vergißt er jedoch Essen und Trinken nicht und weiß sich für Fasten und Kasteiungen mit seiner Frau und seinen Kindern, die er in dem Herrn erzeugt, weidlich zu entschädigen. Auch decket ja ein solcher frommer Kirchengang der Sünden Menge. Zu kleines Brod, zu leichtes Gewicht will Sühnung haben, und ist eine große vonnöthen, so läßt er sich's angelegen sein, Mitglied eines Pietistenconventikels oder einer Rosenkranzbrüderschaft zu sein. Man erzählt wenigstens, daß ein Bäcker in Nürnberg, der bei den Brüdern in Christo einen ziemlich heiligen Geruch hatte, öfters wegen zu kleinen Brodes polizeilich abgewandelt worden sei. — Anders definirt ein Frauenherz die Sittlichkeit. Ein kleines Rendez-vous vor, noch lieber nach der Messe oder Predigt vergiebt sich das Gewissen leicht, und gar oft zaubert die Phantasie an die Stelle der hölzernen Augen des Heiligenbildes schöne, frische, blaue, braune oder schwarze lebendige Augen des Geliebten. **Relata refero.** In

Burnet's Reisebeschreibung wird erzählt, daß nicht allein die italienischen Maler ihre Geliebten in Gestalt der heiligen Jungfrau Maria vorgestellt, sondern auch die Mönche und Nonnen ihre Liebeshändel also fortzusetzen suchten, daß sich zum Exempel der Mönch in Gestalt des heiligen Antonius, die Nonne in Gestalt der heiligen Catharina von Siene malen ließen, und diese Bilder unter einander auswechselten, damit ein Jeder in seinem Kloster unter der Maske seines Heiligen seinen Liebsten anbeten könne.

Es giebt aber auch eine junge Generation, welche sich sittlich und practisch von strengchristlichen Principien lossagt, dieweil sie bei strenger Durchführung derselben würden aufhören müssen, leibliche Wesen, Familienglieder, Staatsbürger, — Menschen zu sein. Denn was bliebe auch den wahren, specifischen Christen, die Halbchristen und humanisirten Christen schließe ich aus, was bliebe, sage ich, jenen Christen, wenn sie das sein wollen, was ächte christliche Priester ihnen sagen, übrig, als sich zu kasteien, sich zu kreuzigen, sich zu geißeln, — sich zu verstümmeln, ja zum religiösen Selbstmorde zu schreiten. Das Christenthum befiehlt Gewaltthätigkeit gegen die angeborne Natur. Diese junge Generation mag noch über die wahren und ewigen Gesetze der Sittlichkeit im Unklaren sein, mag die Grenze überspringen, welche die Natureinfalt, das Naturmaaß gesetzt, aber sie ist sich in ihrem dunklen Drange des rechten Weges wohl bewußt. Wenn der heilige Augustin sich nicht gescheut hat zu sagen, daß die Tugenden der Heiden glänzende Laster seien, so möchte man im gekränkten natürlichen Gefühle bei der näheren Beschauung der christlichen Tugend sagen, daß man offenbare Laster der Christen als verborgene Tugenden anzusehen habe.

Wozu denn nun aber dies Alles? fragst du, lieber Leser. Wie kommt es, daß die durch Lola Montez in jüngster Zeit zu München herbeigeführten Ereignisse einen Sittlichkeits-Prolog nöthig haben? Sehr natürlich! denn auch hier sprach vornehmlich die christliche Sittlichkeitstheorie, bald in ganzer, bald in halber Gestalt ihr Verdammungsurtheil, und was man bei einer jeden anderen Hofdame stillschweigend übergangen hätte, das wurde bei ihr als schwarze Schattenseite gierig hervorgezogen und mit bittrer Schmähung belegt. Die Schönheit hat das Unglück, beneidet zu werden, natürliche Reize trifft Verfolgung, und eine alte Dame, die ihr Gutes genossen hat in diesem Leben, predigt einer jungen, von weniger anziehendem Aeußeren, gar zu gerne Zurückgezogenheit. Das große Publikum schrie und tobte wild durcheinander, motivirte seinen Unwillen durch kleine Nebeninteressen, beneidete Lola's irdisches Glück, und war — das Organ kirchlicher und aristokratischer Umtriebe.

Hundertvierundvierzigstes Kapitel.

Ein geheimnißvoller Mann.

Der Besuch. — Rechtfertigung der Jesuiten. — Meine Ungläubigkeit. — Man bemüht sich vergebens, mich zu gewinnen.

Große Räder werden gar häufig durch kleinere getrieben. Dies ist ein Satz, welcher in der Pragmatik der Geschichte nicht außer Acht zu lassen ist, es ist ein Schlüssel, welcher die geheimen Laboratorien aufschließt. Von vielen wichtigen geschichtlichen Ereignissen wissen wir, daß sie oft durch scheinbar kleine Momente herbeigeführt worden sind. Es haben besonders die Frauen eine viel wichtigere Rolle gespielt, als gewöhnlich angenommen wird. In der Kirche und im Staat, in der Dogmatik und Politik läßt sich allerwärts und zu allen Zeiten ihr Einfluß nachweisen.

Auch in den jüngsten Münchener Ereignissen, welche der Gegenstand dieser unserer Betrachtung sind, spielt eine Dame. Durch sie werden Veränderungen vermittelt in kirchlicher und staatlicher Beziehung, welche man nicht für möglich gehalten hätte, und zwar so schnell und unerwartet, daß die Partei, welche der Schlag traf, rein den Kopf verlor und sich für den Augenblick weder zu rathen, noch zu helfen wußte. Sonst immer

schlau und vorsichtig, hinterlistig und umsichtig, ist sie dieses Mal zu plump aufgetreten und hat durch allzu ungestümes Sichgebärden die Schlinge nur noch fester zugezogen, in welche sie gerathen war.

Warum aber, fragt man mit Recht, ist vorzüglich die Kirche auf die Kampfarena herabgestiegen und hat den Handschuh aufgehoben, den ihr ein holdes Kind von Eva's Geschlecht hingeworfen? Es wäre vielleicht besser gewesen für ihre Sache, zu schweigen und zu dulden, abzuwarten, bis eine bessere Aussicht zum Siege käme und eine günstigere Wendung der Umstände einträte. Die Vorsehung wollte es anders. Ihr Gott hat sie mit Blindheit geschlagen: ihre pharaonische Verhärtung hat sie verstrickt in ihre eigenen Fäden. Wem's wohl geht, der überschreitet das Maß. Wer fest zu stehen glaubt, der wagt. Es ist ja doch nichts Anderes, um was es sich hier handelt, als um den alten Erisapfel, um den Streit zwischen Krone und Ring, Scepter und Bischofstab. Beide spielen wie Katz und Maus, und mag die Einigkeit noch so gegründet scheinen, so bricht das Feuer der Zwietracht doch immer aus seiner Latenz hervor. Es bedarf nur einer kleinen Zugluft, und der offene Ausbruch ist da.

Man würde sich irren, wenn man glaubte, etwaige galante Abenteuer hätten den wahren Anstoß zum Kampfe gegeben. Wie könnte die Kirche so engherzig sein, sie, die in Christi Verdienst einen so reichen Schatz zur Absolution besitzt, sie, welche die Macht hat, zu binden und zu lösen, und möchte solche Galanterien so ernst und streng nehmen, wie sie sie wirklich genommen hat. Die Geschichte beweist, daß sie oft gräulichen Sachen durch die Finger gesehen und Indulgenz hat angedeihen lassen. Offenbar muß die Basis der Feindschaft und des Hasses tiefer liegen. Es giebt nämlich eine Todsünde,

welche die Kirche nie verzeihen kann, sie ist die Sünde wider den heiligen Geist der Kirche. Diese aber besteht darin, daß man sich nicht als Organ, Mittel und Werkzeug für jesuitische Zwecke und Machinationen brauchen läßt. Da ist's aus mit dem Frieden, da versiegt der Schatz des Verdienstes Christi, da giebt es keine Indulgenzen und Absolutionen. Hier beginnt vielmehr der geheime nnd der offene Krieg, und hundert Arme sind geschäftig, das Kreuz aufzurichten, hundert Stimmen in Bereitschaft, das „Kreuzige" ertönen zu lassen.

Mit diesen Worten leitet mein Freund die Indignatsgeschichte ein, eine Angelegenheit, welche, obwohl sie nur meine unbedeutende Person betraf, ganz Bayern, ja ich kann wohl sagen, ganz Deutschland in Feuer und Flammen versetzte.

Es liegt in diesen Worten dieselbe Ironie, aber es liegt in ihnen auch dieselbe Wahrheit — ich verzeihe die Eine der Andern wegen.

Kaum hatten diejenigen, welche dem Könige sehr nahe standen, erfahren, welcher Art der Schutz war, dessen ich mich zn erfreuen hatte, so wurde von Vielen dieser Herrn der Calcul gemacht, welchen die Staatsmänner Frankreichs zu einer Zeit machten, als eine Dübarry, Maintenon die Zügel der Regierung in der Hand hielten. Man wollte durch das Weib den Herrn beherrschen. Ich habe schon erwähnt, daß ich mit der Politik Bayerns völlig unvertraut war, und daß ich es durchaus nicht für nothwendig hielt, mich ex officio mit ihr zu beschäftigen. Sie beschäftigte mich in dem Grade, in welchem ein gebildetes Herz sich überall und immer um die gesellschaftlichen Zustände einer Nation bekümmert. Mehr nicht. Ich war daher nicht wenig erstaunt, als eines Tages ein Herr zu mir in's Zimmer trat, welcher nach der Art, in welcher er sich bewegte, ein Herr von hoher Stellung sein mußte. Er

that so ungezwungen, so vertraulich, und dennoch so überaus fein und höflich mit mir, daß ich, ehe ich mich dessen versah, mit ihm in ein tiefes Gespräch gerieth. —

Der Inhalt dieses Gesprächs war Bayern.

Im Anfange wurde mir der Zweck des Besuches dieses unbekannten Mannes nicht recht klar, ja, wir geriethen so in Disput, daß ich es vergaß, daß ich ihn heute zum ersten Male sah. Wir sprachen anfänglich von gar vielen Dingen, aber der Fremde wußte das Gespräch mit großer Geschicklichkeit auf die Jesuiten zu lenken und bei diesem Gegenstande festzuhalten.

Ich sprach, wie immer, meine Meinung unverhohlen aus.

Ich lobte die Jesuiten nicht und wußte nicht viel Gutes von ihnen. Ich bekannte mich mit Leib und Seele zu der Kirche, in welcher ich erzogen war, aber ich zeigte keine Liebe für die starren Fesseln des Ultramontanismus. Ich zeigte mich mit einem Worte als eine protestantische Katholikin. Ich bin religiös, aber nicht bigott, ich bin fromm, aber nicht abergläubisch, ich verabscheue die Menschen, welche aus Rosenkränzen Fesseln, welche den unbedingten Gehorsam zur Aufgabe einer Menschenseele machen, den Glauben an Gott in einen Glauben an die Dummheit verkehren. Ich liebe also die Jesuiten nicht und mache, wie gesagt, kein Hehl daraus.

Der fremde Herr war aber anderer Meinung und er sagte mir ganz dreist:

Wenn Sie, Donna, die Jesuiten nicht lieben, obwohl Sie eine gute Katholikin sind, so ist bei dem Grade ihres Verstandes anzunehmen, daß Sie die Jesuiten nicht kennen, oder — erlauben Sie mir diesen Ausdruck, daß Sie solche nur aus dem Geschwätze ihrer Feinde kennen, welche die Jesuiten niemals mit einem historischen Auge betrachtet haben.

Wenn dieses historische Auge, mein Herr, versetzte ich lächelnd, nur nicht die Brille eines blöden Alten ist.

Der Fremde schien sich über diese Antwort nicht wenig zu ärgern, aber er hatte Feinheit genug, seine Empfindlichkeit nicht merken zu lassen, und er bat mich, ihm aufzuzählen, was die Jesuiten eigentlich Schlechtes begangen hätten.

Ich sagte ihm sehr Vieles.

Und der Herr versetzte mir auf alle meine Beschuldigungen sehr ruhig:

Das beweisen Sie mir.

Soll ich Ihnen beweisen, fragte ich, daß sie die entsetzliche Bartholomäusnacht veranlaßt haben? —

Soll ich Ihnen auch beweisen, daß sie es verschuldet haben, daß mein armes Vaterland, einst das mächtigste Land der Erde, durch sie in den tiefsten Verfall gerathen ist?

Soll ich Ihnen auch beweisen, daß sie es sind, welchen wir das fürchterliche Geschenk der Inquisition zu verdanken haben? Die Inquisition, mein Herr, es bedarf nicht mehr, als dieses entsetzliche Wort auszusprechen, um dem Jesuitismus für alle Zeit den Fluch der Menschheit aufzubürden und ihn verabscheuungswürdig zu machen.

Der Jesuitismus und die Religion überhaupt, versetzte der Fremde, sind so unschuldig an der Bartholomäusnacht, als die Freiheit an der großen Reihe der Morde zur Zeit der Republik während eines Zeitraums von dritthalb Jahren. Weder die Freiheit, noch der Glaube brauchen sich einen Thron auf Leichen zu errichten, um ihre Macht zu befestigen. Der Hof von Frankreich hatte nur seinen Feind schlagen wollen; der große Haufe benutzte diese Gelegenheit, und machte es wie der Hof. Die Jesuiten haben allerdings den in der Geschichte unvergänglichen Ruhm erworben, in schlimmer Zeit, wo die Religion und

die menschliche Gesellschaft, wo Thron und Glaube in der größten Gefahr schwebten, dieser Gefahr glücklich entgegengearbeitet und sie gewissermaßen für alle Zeiten beseitigt zu haben.

Der Jesuitismus hat seine Märtyrer aufzuweisen, würd'ge Nachahmer Christi, Märtyrer, die einen Huß und andere unglückliche Ketzer bei Weitem überstrahlen.

Aber niemals hat er zu so scheußlichen Mitteln, wie die Inquisition gegriffen, die Inquisition ist keine religiöse, sondern ein rein politische Institution.

Als die verderbliche Irrlehre von England, Deutschland und Frankreich aus sich auch über Spanien ergoß und in Sevilla und Valladolid Boden gewann, traten allerdings als ihre ersten und ernstesten Gegner nur Jesuiten auf. Mit aller Macht ihrer Beredsamkeit bekämpften und entlarvten sie solche. Als die Sektirer sahen, daß sie den Jesuiten nicht beikommen konnten, beschuldigten sie solche der Vorliebe für das Lutherthum, welches zu bekämpfen gerade die Aufgabe ihres Lebens war.

Diese Beschuldigung aber half ihnen nichts, man konnte die Jesuiten nicht mit dem San Venito bekleidet sehen, und der Erzbischof von Sevilla, der damalige Großinquisitor erklärte in einer offiziellen Urkunde seines Tribunals die Orthodoxie der Söhne Loyola's für unantastbar und berief sogar den Jesuiten Don Valdez zur Mitübernahme seines furchtbaren Amtes.

Aber der Jesuit schlug es aus.

Die Jesuiten, damals noch im Anfange ihres Werkes, hätten durch die Hülfe der Inquisition schnell zur Herrschaft gelangen können, aber sie wollten lieber dieses Amt nicht übernehmen, dessen furchtbare Strenge ihre sprüchwörtlich gewordene Güte gemildert haben würde. —

Der Irrlehre hatte man sie nicht überführen können. Die

Ketzerei verzweifelte, auf diesem Wege zum Ziele zu gelangen, und sprengte nunmehr das Gerücht aus, die Jesuiten seien Diener der Inquisition. Alle Grausamkeiten derselben wurden von nun an ihnen aufgebürdet. Die Sektirer hatten es nicht dahin bringen können, die Jesuiten auf den Scheiterhaufen zu bringen, jetzt erklärten sie solche für Errichter des Holzstoßes.

Der Orden hielt diese Verläumdung so abgeschmackt, daß er dagegen sich zu verwahren für unnöthig hielt. Daran that er Unrecht.

Ist die Bosheit erregt, so darf man sie niemals durch Stillschweigen, welches sie mißbraucht, noch mehr Raum gewinnen lassen. Der Orden aber schwieg, und so schloß man, wenn auch in diesen Beschuldigungen Lüge und Uebertreibung nicht zu leugnen sei, so erweise dieses Stillschweigen, daß irgend etwas Wahres zum Grunde liegen müsse. So blieben die Jesuiten in dem Gerede, daß sie sich der Inquisition zur Durchführung ihrer Zwecke bedienten. Aber alle Beschuldigungen, welche man gegen diesen unvergleichlichen Orden geschleudert hat, sind aus der Luft gegriffen. Dieser Orden theilt das Schicksal aller derjenigen, welche in aufgeregten, gesetzlosen Zeiten, in denen alles Bestehende zu zerfallen droht, sich diesem zerstörenden Geiste feindselig und furchtbar gezeigt haben, — er wird gehaßt.

Nachdem der Fremde so gesprochen hatte, begann er zu den Zuständen der Gegenwart überzugehen. Er suchte mir zu beweisen, welch eine große Ähnlichkeit zwischen den Epochen des Ausbruchs der Reformationskriege und der Gegenwart herrsche, und sagte mir, daß sich diejenigen Sterblichen, welche sich dem Geiste der Jetztzeit entgegenstämmten und ihn niederzuhalten strebten, eben so verdient machten um die Ordnung

und um die menschliche Gesellschaft, als die Jesuiten sich damals verdient gemacht hätten. —

Man darf nicht vergessen, daß man, als ich diese Unterredung hatte, das Jahr 1847 schrieb. Ich hatte noch keine Zeit, wie die von 1848 erlebt. Die Revolution von 1830 hatte ich als ein Kind erlebt, ich wußte damals noch nicht wie heute, was in der That großartige Principien, wie die der Jesuiten, in Zeiten wie die unseren bedeuten. Alles, was ich damals bald begriff, war, daß es in Bayern zwei Parteien gab, von denen die eine am Ruder war, die andere aber mancherlei Zurücksetzungen erfahren hatte; daß die regierende Partei die kleinere und allgemein verhaßt war, das wurde mir sehr bald begreiflich, denn wenn sie eine wirkliche reelle Macht gewesen wäre, hätte sie wohl nöthig gehabt, sich um mich zu bewerben, da ich mich um sie nicht kümmerte?

Aber man ging recht schlau zu Werke.

Man sandte mir also jenen fremden Herrn, den ich nicht nennen will, weil ich es nicht liebe, diejenigen, weche unglücklich sind, noch mehr bloß zu stellen, um meine Gesinnung zu sondiren.

Man sprach mit mir von Politik, vom Katholizismus, von den Ultramontanen, vom Jesuitismus.

Ich zeigte mich als gute Katholikin und als schlechte Jesuitin.

Man versuchte mich zu bessern.

Ich fragte, wie ich besser werden könnte? —

Sie müssen in unsere Lehre gehen.

In Ihre Lehre, meine Herren? Nun, wohlan ich will den Versuch machen, ich möchte doch wissen, wohin es führen wird.

Sie sagen also, die Jesuiten waren gute Menschen, Sie

haben das arme Amerika vom Untergange gerettet, sie haben das Loos der Indier erträglich gemacht, sie haben vor drei Jahrhunderten verhindert, was heute kaum mehr ohne ein Wunder, welches nur die Jesuiten verrichten können, zu verhindern ist. Sie haben für die Sache der Religion, die doch auch die Sache der Könige ist, für die Sache der gesetzlichen Ordnung, welche doch ebenfalls die Sache der Könige ist, unzählige Märtyrer gehabt, ich will Ihnen das Alles glauben, da Sie es, wie ich nicht zweifle, schwarz auf weiß besitzen, — nun was soll ich mehr thun? Geht noch etwas über den Glauben? —

Ja wohl, es wäre auch gut, wenn Sie es Andere ebenfalls glauben machten.

Andere? Was kümmert mich der Glaube Anderer? Es ist lächerlich, sich darum zu quälen. Und ich tauge vollends nicht dazu, ich habe in meinem Leben mehr Heiden, als Gläubige gemacht.

Spotten Sie nicht, meine Schöne, wurde mir zur Antwort, es handelt sich hier um nichts Geringes, bedenken Sie Ihre Stellung — —

Meine Stellung? —

Sie sind die Geliebte eines Königs.

Was thut das hier zur Sache?

Sie gehen mit uns oder Sie gehen — —

Warten Sie, meine Herren, einen Augenblick verziehen Sie, meine Antwort währt nicht länger —

Ich gehe nicht mit Ihnen, — und Sie gehen.

So wurden mir denn gewaltsam die Augen aufgerissen und ich erkannte bald, was es hieß, einem Könige nahe stehen.

Ja, ich gestehe es, ich war mir kaum klar über dieses Verhältniß, ich war noch geneigt, Alles für einen Traum zu halten, als sich schon Menschen zu mir herandrängten, Män-

ner, welche, wie man zu sagen pflegt, von Stande und von Stellung waren, um dieses Verhältniß nach besten Kräften für sich auszubeuten.

Ich habe es nur zu sehr erkannt, von welchen Egoisten ein König umlagert ist.

Ich habe es erkannt, wie viele Herren verlangen, daß ein König erst an sie, an ihre armselige Personen denke, bevor er an sein Volk denken kann, — und dennoch sagen diese Herren gern: Alles für das Volk! —

Ja, Alles für das Volk, sagten auch die Herren Minister zu München, für das Volk wollten sie gemeinschaftliche Sache **mit mir** machen, für das Volk wollten sie **gegen mich** sein.

Ich sagte lachend zu seiner Majestät:

Sire, haben Sie keine Krone für mich? Ich möchte wohl eine Krone haben.

Und was wollen Sie damit beginnen? fragte der König huldvoll lächelnd.

Ich möchte Ihre Minister daran probiren.

Meine Minister? —

Ihre Minister lieben mich nicht, Sire, vielleicht gewinnen Sie mehr Neigung zu mir, wenn ich eine Krone trage.

Meine liebe Lola, versetzte der König, Sie sollen eine Krone haben, ich gebe Ihnen mein königliches Wort darauf.

Es waren nur ein paar Worte, welche mir der König da an jenem Abende gesagt hatte.

Es war ein Scherz von mir, ein närrischer Einfall, die Laune eines Kindes.

Ich forderte eine Krone, und der König sagte:

Sie sollen eine Krone haben.

Wie verhängnißvoll sind diese Worte geworden!

Damals zwar hatte ich keine Ahnung von der Tragweite

meines sonderbaren Einfalls und ich schlief am Abende ruhig ein und träumte von nichts, als von Kronen.

Aber leider schliefen meine Feinde eben so unruhig und träumten von nichts, als der Tänzerin.

Wie konnte eine Tänzerin so frech sein — das Herz eines Königs zu gewinnen.

Wie konnte eine Tänzerin sich so vergessen — eine Krone zu fordern.

Wie konnte eine Tänzerin es wagen, andere Gesinnung zu hegen, als die constitutionellen Minister eines Königs, — der sie liebte.

Diesen Herren war die Liebe zu viel, sie verstehen nur den Haß.

Sie konnten nicht sehen, daß ein König liebte, und noch weniger, daß er geliebt wurde.

Ja — Sire.

Ich habe nicht gelogen mit meinen Empfindungen, ich habe Sie geliebt, geliebt mit ganzer Seele, weil Sie ein ganzer König waren.

Ich habe Sie geliebt in der Fülle Ihrer Macht, in der Fülle Ihres edlen, poetischen Herzens; — was vermag ein Herz wie das Ihre, wenn es unter dem Purpur schlägt.

O, diese gemeinen Naturen, welche sich selbst brandmarken, indem sie meine Ideen mit frivoler Satyre darstellten, sie haben nie daran gedacht, welch einen heiligen Zauber das Wort König auf ein weibliches Herz ausüben kann, welches, geschaffen zu beglücken, durch die gesellschaftliche Stellung zu allen Zeiten verdammt war — unglücklich zu sein. —

Warum sollte es mich nicht beglücken, als ein König mir eine Krone versprochen hatte?

Wahrlich, es mußte wohl ein großes Unglück für Bayern

sein, daß sich so große Herren bemüheten, mir diese Krone zu entziehen.

Eine Gräfin mehr in Bayern! meine Herren Minister.

Eine Gräfin mehr; — wird deshalb das Volk unglücklich werden?

Und diese Gräfin, das sage ich Ihnen, wird nicht die allerschlechteste sein.

Sehen Sie sich um unter ihren Gräfinnen, sehen Sie, wie viel Liebe sie für ihren königlichen Herrn, wie viel Dankbarkeit sie für empfangene Wohlthaten hegen, und sagen Sie mir, wie viel edleres Blut in ihren Adern rollt, als in den meinen, um mich einer gräflichen Krone unwürdig zu erklären. —

Aber das Volk wollte nicht, daß Sie eine Krone seines Landes tragen.

Ah — das Volk! —

Seht nur! — Wenn Etwas nicht nach den Plänen und den Wünschen dieser Herren geschieht, — gleich kommen sie mit dem Volke.

Wie wenig denken sie bei anderen Gelegenheiten an dieses arme Volk.

Ja wahrlich, ein armes, bedauernswürdiges Volk! — —

Und ein armer, bedauernswürdiger König! —

Wenn sich solche Herren zwischen Volk und König stellen, — dann muß wohl beiden Unrecht geschehen.

Von allen Seiten ist man mit diesen Ministern unzufrieden, natürlich diese Herren hüten sich wohl, es dem Könige zu sagen:

Entlasse uns, Herr, das Volk will nicht mit uns gehen und wir nicht mit ihm. Wir wollen also weichen; — die Liebe deines Volkes ist das Höchste.

Wenn aber der König eine Neigung faßt, die so mensch-

lich, so natürlich ist, von der man auch nicht das geringste Aufsehen machen sollte; wenn der König eine Tänzerin zur Gräfin machen will, — dann schreit man Zeter, dann geschieht Alles im Interesse des Volkes, dann ist diese Liebe die schönste Perle am Königlichen Diadem.

Und Ihr wollt, daß ich schweigen soll?

Ich werde mit meinem Königlichen Freunde reden, wie ich mit Euch rede.

Diese Minister sind falsch!

Diese Minister — — —

O, Ihr wißt, daß ich Euch rasch durchschaute.

Geht nur Euren Gang, — ich werde den meinigen gehen.

Hundertfünfundvierzigstes Kapitel.

Eine Krone

Die Indigenatsgeschichte. — Widerstand des Staatsrathes. — Constitutionelle Formen. — Ein Urtheil. —

So lange der König von Bayern, unbewegt von irgend einer Form, ganz nach dem Ermessen seines Herzens handeln konnte, gewahrte er den Widerstand wenig, welcher ihm, in Bezug auf meine Person, in den Weg trat; hätte ich damals das constitutionelle Gewebe Bayern's verstanden, ich würde dem Könige gesagt haben:

Sire — lassen Sie mich ohne Krone glücklich sein.

Aber ich wußte, wie gesagt, noch nicht, daß die Constitution die Könige von Bayern bei Adelsverleihungen von ihren Unterthanen abhängig macht; hätte es mir der König gesagt, ich würde ihn, hätte er dabei beharren wollen, jedenfalls auf den Sturm aufmerksam gemacht haben, der sich bei dieser Gelegenheit gegen mich erhob, denn ich kannte bereits meine Leute.

Es war übrigens gut, daß es so und nicht anders kam, denn ich, die man beim Volke durch Ausstreuung der absurdesten Gerüchte verhaßt zu machen suchte, wurde seine Wohl-

thäterin, indem ich es von einer Regierung befreite, die sein Interesse sehr wenig beachtete, obwohl die Herren Minister den König glauben machten, — die Stimmung des Volkes sei vortrefflich.

Ja wohl, das Volk liebte seinen König.

Aber einen Herrn von Abel und Consorten? —

Ja wahrlich, niemals hat ein König wahrer seine Stimmung ausgesprochen, als in dem schönen Sonnet:

Ihr habt mich aus dem Paradies getrieben,
Für immer habet ihr es mir umgittert,
Die ihr des Lebens Tage mir verbittert;
Doch macht ihr mich nicht hassen, statt zu lieben.

Die Festigkeit, sie ist noch nicht zersplittert,
Ob mir der Jugend Jahre gleich zerstieben,
Ist ungeschwächt der Jugend Kraft geblieben;
Ihr, die ihr knechten mich gewollt, erzittert!

Mit dem, wie ihr gen mich seid, giebt's kein Gleichniß,
Die eig'nen Thaten haben euch gerichtet,
Des Undanks, der Verleumdungen Verzeichniß.

Die Wolken flieh'n, der Himmel ist gelichtet,
Ich preis' es, das entscheidende Ereigniß,
Das eure Macht auf ewig hat zernichtet.

Bevor ich erzähle, wie die bekannte Indigenatsgeschichte von Seiten der feindlichen Partei aufgefaßt wurde, will ich aus Freundesmund einen Bericht über diese Angelegenheit bringen, welcher wieder ganz erbaulich klingt:

Um Lola einen Beweis seiner Huld zu geben, hatte der König beschlossen, ihr das Bayerische Indigenat zuzuwenden. Daß er auf einen so heftigen Widerstand von Seite des

Staatsraths stoße, durch welchen die Indigenatsverleihung begutachtet werden sollte, wie er wirklich gestoßen ist, hatte der König in der That nicht geahnt oder vermuthet. In der Ansicht, daß man einer Sache nicht so große Wichtigkeit und Bedeutsamkeit beimesse, die doch mehr ein Herzenswunsch und Beweis seiner Huld war, hatte der König dem Staatsrathe seine Willensmeinung zur Begutachtung vorgelegt, wie es die constitutionellen Normen verlangten. Welch' ein unerhörtes Schauspiel aber wird nun der Welt zum Besten gegeben! Der einfache Gnadenakt dünkt den Männern, welchen die oberste Berathung der Staatsangelegenheiten übergeben ist, ein dem Volke in die Hand gereichtes Messer, die Stränge der Staatsmaschine abzuschneiden; er dünkt ihnen eine der gefährlichsten Concessionen, welche die Ruhe des Reichs gefährden; er dünkt ihnen eine Calamität, das heißt ein unheilschwangerer Akt der Willkühr; er dünkt ihnen als etwas, was alle constitutionellen Bande löse, Gesetz, Recht und Ordnung unter die Füße trete. Bei solcher Wichtigkeit der Sache, die man voraussetzte oder sich imaginirte, glaubte der Staatsrath seine Gewissenhaftigkeit dem Könige oder vielmehr dem Volke gegenüber zeigen zu müssen, und in seiner Sitzung vom 8. Februar begutachtete er die Indigenatsverleihung an Lola verneinend. So war denn ein Wurf gefallen, der Unklares zur Klarheit, Schwankendes zur Festigkeit, geheime Feindschaft zu offener bringen sollte. Es schwanden die falschen Lichter, es fiel die Ueberkleidung, es ward heller Tag. Lassen wir es vorläufig dahingestellt, ob der Staatsrath seine Nichtentsprechung auf einen gültigen Grund basiren konnte, und nehmen wir an, er habe dem Volke gegenüber Gewissenhaftigkeit zeigen wollen — Beides aber wird durch eine juristische Erörterung, die wir beibringen, sogleich näher beleuchtet werden — so kann

uns andrerseits auch nicht entgehen, daß man eine Sache, welche offenbar die Wichtigkeit nicht hatte, unter das Vergrößerungsglas setzte

In seiner Sitzung vom 8. Februar soll blos der Staatsrath Georg von Maurer, lutherischer Confession, und derselbe, welcher nach dem Memorandum die Indigenatssache als die größte Calamität hinstellte, sich für dieselbe entschieden haben. Man will dies mit seiner späteren Ernennung zum Justizminister in Verbindung bringen.

Ueber das verneinende Gutachten des Staatsrathes war der König, wie sich leicht denken läßt, äußerst verwundert. Als Staatsmann mußte er jedenfalls erkennen, daß, wie sich sogleich herausstellen wird, dasselbe einer gültigen Basis ermangle, indem durch diese Verleihung kein Landesgesetz und kein Recht verletzt wurde; aber als König fühlte er um so tiefer diese Niederlage seiner Willensneigung und, was noch mehr ist, er sah in dieser ganzen Begutachtung eine dürftig überkleidete Demonstration, eine Demonstration gegen sein Verhältniß mit Lola. Hier schaute der König gewiß ganz klar.

Es war diese verneinende Begutachtung des Staatsrathes jedoch nicht der einzige Widenstand, den der König erfuhr; bald sollte er auch auf einen zweiten stoßen. Da die Verleihung des Indigenats durch königliches Drecret constitutionell sanktionirt ist, so fand es der König für gut, auch gegen das Gutachten seines Staatsrathes Lola das Indigenat zu verleihen. Im Geiste der constitutionellen Normen mußte aber das Decret von einem der Minister contrasignirt sein. Da trat nun wiederum eine Weigerung ein, die um so fataler war, als sie geeichfalls den Schein der Popularität hatte. Es war eine zweite Demonstration, ebenso demüthigend für die königliche Würde, als die erstere, ebenso wenig gültig basirt als sie, in=

dem ja bei dieser Contrasignatur keine Verantwortlichkeit zu fürchten war. Der König befand sich in einiger Verlegenheit, Wahrung der Popularität und der königlichen Würde stand sich gegenüber. Der König fühlte sich allein, und hier beginnt vielleicht die Wirksamkeit Lola's, obwohl wir damit nicht sagen wollen, der König sei blos eine passive, eine geleitete Person gewesen, wie die gestürzte Partei die Leute so gerne glauben machen möchte. Die ganze Welt kennt die Unbeugsamkeit des Königs, wenn er einmal zum Entschluß gekommen; seinen Scharfsinn hat er bei den jüngsten Ereignissen bewiesen, wo seine Hand stets den Rechten erfaßte und noch erfaßt. Unbeschadet alles dessen aber war doch Lola ein Haltpunkt, eine Stütze für ihn, wenn sie gleich in einzelnen Fällen weichherziger als ihr Ludwig war, und, wie die Fama berichtet, um die Nichtentlassung des Universitäts-Professors von Lasaulx, wiewohl vergebens, beim König, als er bei ihr war, fußfällig gebeten haben soll.

Des Königs Entschluß war von da an zur Reife gekommen. Schon verbreitete sich im Publikum das Gerücht, das Ministerium werde entlassen. Man sagt, was ich jedoch nicht vertreten will, der König habe nach jener Verweigerung der Contrasignatur an den Minister des Innern von Abel, an den Finanzminister Grafen von Seinsheim, an den Justizminister von Schrenk und an den Kriegsminister von Grumpenberg ein Handbillet ergehen lassen, worin er ihnen nochmals die Sache zu bedenken gab. Der Minister des Aeußeren, Graf von Berg, hatte vom Könige Urlaub bekommen, und es ist nicht bekannt, wie er in dieser Sache der Contrasignatur gestimmt war.

Betrachten wir diesen Schritt als einen Versuch der Ausgleichung, so ließ sich leicht voraussehen, daß dieser zu keinem

genügenden Resultate führen würde. Die Störung war einmal an einem Stadium angelangt, wo Alles in der Klemme war und Niemand mehr rückwärts schreiten konnte. Die Minister hatten einmal eine factische Demonstration gegeben und den Nimbus der Popularität um ihre Häupter geschwungen; ein Krebsgang wäre lächerlich gewesen: das Dilemma hätte zu der alten Verwicklung nur noch eine neue hinzugefügt. Zudem war der Riß ja tiefer, der faule Fleck lag noch wo anders, als in der politischen Sphäre.

Es fragt sich nun, in welchem Verhältniß das Benehmen des Staatsraths und des Ministeriums, das heißt, die Begutachtung des Indigenats und die Verweigerung der Contrasignatur, zu den constitutionellen Normen in Bayern stand. In der Voraussetzung, daß die Leser die hier einschlägigen Verordnungen in der Verfassungsurkunde nicht kennen, möchten folgende Notizen nicht unerwünscht sein, indem durch sie mehr Licht und Einsicht in die Sache gebracht wird. Es diene demnach Folgendes zur Unterweisung:

Der volle Genuß aller bürgerlichen, öffentlichen und Privatrechte in Bayern ist durch das Indigenat bedingt, welches entweder durch Geburt, oder durch Naturalisation erworben wird.

Durch Naturalisation erhält das Eingebornenrecht neben anderen Fällen auch derjenige, dem es „durch ein besonderes, nach erfolgter Vernehmung des Staatsrathes ausgefertigtes königliches Decret" beigelegt wird. Der Staatsrath aber hat hierbei keine entscheidende Stimme und der König kann gegen das von der Majorität abgegebene, ja selbst einstimmige Gutachten dieser Behörde das Indigenat ertheilen.

Dieser schon früher vorgekommene Fall trat nun neuerdings bei Anlaß des Indigenatsgesuchs der Sennora Lola

Montez ein. Der Staatsrath sprach sich, wie man sagt, mit Ausnahme einer einzigen Stimme für die Nichtentsprechung aus; der König dagegen fand für gut, gegen das Gutachten seines Staatsraths der gedachten Sennora das Indigenat zu verleihen. Als er jedoch das betreffende Decret dem Ministerium zur Contrasignatur vorlegte, verweigerte Letzteres dieselbe.

Es fragt sich nun, ob diese Verweigerung einen gültigen Grund hatte, und hierüber ist Folgendes zu erörtern:

In dem Wesen einer constitutionellen Monarchie liegt es, daß die Minister nicht blos der Person des Königs, sondern auch den Stellvertretern des Volkes, den Kammern, verantwortlich sind. Diese auch in der Bayerischen Verfassung ausdrücklich anerkannte Verantwortlichkeit der höchsten Staatsbeamten bezieht sich auf die Gesetzmäßigkeit oder Uebereinstimmung der Regierungshandlungen mit der Verfassung und den Gesetzen des Staates. Damit aber für alle Regierungsacte die grundgesetzliche, ministerielle Verantwortlichkeit bestehe, bedürfen alle vom Monarchen ausgehenden Verfügungen zu ihrer Gültigkeit der Gegenzeichnung eines der höchsten Staatsbeamten. Hieraus ergiebt sich von selbst das Recht des Letzteren, einer allerhöchsten Verfügung, die eine Verletzung der Verfassung oder der Gesetze des Staats enthielte, die Contrasignatur zu verweigern.

Betrachten wir nun die königliche Verleihung des Indigenats an Sennora Lola Montez, so liegt in dieser allerhöchsten Verfügung weder hinsichtlich der Form, noch hinsichtlich des Inhalts eine solche Verletzung. In ersterer Beziehung nicht, weil der Staatsrath hierüber vernommen wurde, und in letzterer Beziehung nicht, weil dadurch kein Recht verletzt wurde. Keiner der Minister hatte daher zu befürchten, für die Contrasignirung des königlichen Decrets von den Ständen ver-

antwortlich gemacht zu werden; somit entbehrt ihre Verweigerung jedes gültigen Grundes und stellt sich als rein willkürlich dar.

Aus dieser kurzen Erörterung kann ersehen werden, daß die Begutachtung des Staatsraths und die Verweigerung der Contrasignatur nicht so unbedingt den Anspruch auf Popularität machen konnten, den sie wirklich machten. Es war, wie gesagt, eine Demonstration, deren Wurzel wo anders lag: Popularität hatte nur den Schein für sich und war, wie sich später noch klarer herausstellen wird, nur eine Appellation an das Volk. Bei solcher Sachlage war natürlich eine friedliche Ausgleichung ganz und gar nicht möglich. Auch war der Weg der Friedfertigkeit keineswegs der der feindseligen Partei. Man hatte einmal angefangen, energischer zu verfahren, und wollte erst abwarten, wie die gewählten Mittel anschlügen. Eine Krankheit, dachte man, weicht nicht auf die erste Medicin, und wer einen Schritt gethan hat, muß auch den zweiten thun. So konnten die Minister keinen andern Weg einschlagen, als sich an den König zu wenden und, im Falle der Nichtsinnesänderung, ihn um ihre Entlassung zu bitten, somit von der Bühne abzutreten. Es war dies der richtigste Weg, den sie gehen konnten. Wäre ihr Entlassungsgesuch, was sich freilich nicht erwarten ließ, da der König bereits klar und entschlossen war, nicht angenommen worden, so hätte die Gegenpartei ein gewisses Feld gewonnen, von welchem aus sie hätte weiter agiren und neue Vortheile erringen können. Das Entlassungsgesuch aber mußte erfolgen, weil man wohl einsah, daß man ohne die Sinnesänderung des Königs sich nicht mehr halten konnte. Entscheidung, Gewißheit war absolut nothwendig.

So entstand nun das höchst merkwürdige Memorandum, ein ministerielles Actenstück, das in neuerer Zeit wohl nicht

seines Gleichen hat. Es wird darin die ministerielle Lage, herbeigeführt durch die Indigenatsfrage, geschildert, und das Entlassungsgesuch auf eine Art motivirt, welche die ernstesten Betrachtungen veranlaßt. Es wird auf eine imaginirte Stimmung des Landes hingewiesen, das Familienleben herbeigezogen, das Nationalgefühl in die Waagschale gelegt, der Gegenstand der Neigung des Königs herabgewürdigt, das Bischofthum in die Schranken gerufen, die Kirche als Institution vorgeführt, die Polizei als kraftlos hingestellt, die feindselige Journalistik gebilligt, die allgemeine Verbreitung der Unzufriedenheit mit Eifer erwähnt, das Königthum als bedroht und geächtet erklärt, das Selbstlob nicht gespart, die bewaffnete Macht zu bedenken gegeben, die Zukunft umdüstert, der Landtag hereingezogen, und das Alles mit einer Loyalität, einem Schmerzgefühle, einer Ergebenheit, einer Pflichttreue, daß man nicht weiß, worüber man mehr erstaunen soll, ob über die Materie oder über die Form. Wir werden in dieses Actenstück später noch besonders die Sonde der Kritik senken und wollen sehen, ob die Ansicht der Dinge, wie wir sie genommen haben, dadurch nicht auf das Bestimmteste, Klarste und Schneidendste bewiesen wird. Deshalb glauben wir, dieses Memorandum in keinem Fall unsern Lesern vorenthalten zu dürfen, und es wird dies nach getreuem Texte im nächsten Kapitel geschehen.

Hundertsechsundvierzigstes Kapitel.

Das Memorandum.

Allerdurchlauchtigster, Großmächtigster König!
Allergnädigster König und Herr!

Es giebt Augenblicke im öffentlichen Leben, in welchen den Männern, die das unschätzbare Vertrauen ihres Monarchen zur obersten Leitung der Staatsverwaltung in ihren verschiedenen Zweigen berufen hat, nur noch die betrübende Wahl offen steht, entweder der Erfüllung der heiligsten, durch den geleisteten Eid, durch Treue, Anhänglichkeit und heiße Dankbarkeit besiegelten Pflichten zu entsagen, oder, in gewissenhafter Erfüllung dieser Pflichten, die schmerzliche Gefahr des Mißfallens ihres geliebten Monarchen nicht zu beachten.

In dieser Lage sehen die treugehorsamst Unterzeichneten durch den Allerhöchsten Beschluß, der Sennora Lola Montez das bayerische Indigenat durch Königliches Decret zu verleihen, sich versetzt, und sie Alle sind eines Verrathes an den Euerer Königlichen Majestät gelobten heiligsten Pflichten unfähig, — ihr Entschluß konnte daher nicht schwanken.

Diese Indigenatsverleihung ward in der Staatsrathssitzung vom 8. d. M. vom Königlichen Staatsrathe v. Maurer

als die größte Calamität, die über Bayern kommen kann, laut und oftmals bezeichnet.

Diese Ueberzeugung ward von dem ganzen Staatsrathe getheilt, sie ist der Ausdruck der Gesinnung aller treuen Unterthanen Euerer Königlichen Majestät, und es hat nicht erst einer Staatsrathssitzung bedurft, um eben diese Ueberzeugung in den treugehorsamst Unterzeichneten nur zu unerschüttert zu begründen.

Seit dem Monat October v. J. sind die Augen des ganzen Landes auf München gerichtet, und es haben sich in allen Theilen Bayern's über das, was hier vorgeht und was beinahe den ausschließlichen Gegenstand des Gespräches im Inneren der Familien, wie an allen öffentlichen Orten bildet, Urtheile festgesetzt, und es ist aus diesen Urtheilen eine Stimmung erwachsen, die zu den bedenklichsten gehört.

Die Ehrfurcht vor dem Monarchen wird mehr und mehr in den Gemüthern ansgetilgt, weil nur noch Aeußerungen des bittersten Tadels und der lautesten Mißbilligung vernommen werden; dabei ist das Nationalgefühl auf das Tiefste verletzt, weil Bayern sich von einer Fremden, deren Ruf in der öffentlichen Meinung gebrandmarkt ist, regiert glaubt, und so mancher Thatsache gegenüber nichts diesen Glauben zu entwurzeln vermag.

Männer, wie der Bischof von Augsburg, dessen Treue und Anhänglichkeit an Euere Königliche Majestät über jeden Zweifel erhaben sind, vergießen über das, was vorgeht, und über die täglich sich mehr entwickelnden Folgen bittere Thränen, und die treugehorsamst unterzeichneten Minister des Inneren und der Finanzen sind selbst Augen- und Ohrenzeugen der heißen Thränen und bitteren Klagen des genannten Bischofs gewesen.

Der Fürstbischof von Breslau hatte kaum von einem hier

verbreiteten Gerüchte, er habe ein das fragliche Verhältniß entschuldigendes Gutachten abgegeben, Kenntniß erlangt, als er augenblicklich einen Brief hierher erließ mit der Aufforderung, diese Sache, wo immer davon gesprochen würde, auf das Bestimmteste als unwahr zu erklären und seine entschiedene Mißbilligung der Vorgänge auszusprechen. Sein Schreiben ist hier kein Geheimniß mehr und wird bald im ganzen Lande bekannt sein, und welches ist die Wirkung? — Die ausländischen Blätter bringen täglich die schmerzlichsten Anecdoten und die herabwürdigendsten Angriffe gegen Euere Königliche Majestät.

Das anliegende Stück Nr. 5. der Ulmer Chronik enthält eine Probe davon. Alle polizeiliche Aufsicht vermag die Einbringung solcher Blätter nicht zu verhindern. Sie werden verbreitet und mit Gier verschlungen. Der Eindruck, der in den Gemüthern lebt, kann nicht zweifelhaft sein, er erneut sich täglich und wird bald nie und durch nichts mehr erlöscht werden können. Eine gleiche Stimmung besteht von Berchtesgaden und Passau bis Aschaffenburg und Zweibrücken, ja sie ist über ganz Europa verbreitet, sie ist ganz dieselbe in der Hütte des Armen, wie im Palaste des Reichen.

Es ist nicht blos der Ruhm und das Glück der Regierung Euerer Königlichen Majestät, es ist die Sache des Königthums, die auf dem Spiele steht. Daher das Frohlocken Derer, die auf den Umsturz der Throne hinarbeiten, und die es sich zur Lebensaufgabe gemacht haben, das Königthum in der öffentlichen Meinung zu verderben.

Daher aber auch der tiefe Schmerz und die Verzweiflung aller derer, die Euerer Königlichen Majestät mit treuer Liebe anhangen, und die über den Gefahren, denen das Königthum vielleicht zu keiner Zeit in größerem Maßstabe ausgesetzt ge-

wesen ist, die Augen nicht verschließen. Dabei liegt es außer dem Bereiche menschlicher Kräfte, auf die Länge zu verhüten und zu verhindern, daß die Rückwirkungen dessen, was vorgeht, nicht mehr und mehr auch auf die bewaffnete Macht übergehen, und wo soll eine Hülfe gefunden werden, wenn auch dieses ungeheuere Uebel einträte, wenn auch dieses Bollwerk schwankte? —

Was die treugehorsamst Unterzeichneten hier mit gebrochenem Herzen in tiefster Ehrfurcht vorzutragen wagen, beruht nicht auf Gespensterseherei, es ist das traurige Ergebniß der Beobachtungen, welches sich Jeder in seinem Wirkungskreise täglich seit Monaten hat machen müssen. Was unter solchen Verhältnissen vom nächsten Landtage zu erwarten sei, liegt offen am Tage. Unberechenbar sind die letzten Folgen seiner Verhandlungen, wenn sie mit solchem Eindrucke gepflogen werden. Jeder der treugehorsamst Unterzeichneten ist bereit, in jedem Augenblicke Gut und Blut für Euere Königliche Majestät freudig zu opfern. Aber deshalb ist es ihnen eine doppelt heilige Pflicht, Euerer Königlichen Majestät die Gefahren offen darzulegen, welche mit jedem Tage wachsen, und Allerhöchstdieselben zu beschwören, ihre flehentliche Bitte um die Gewährung der einzigen hier möglichen Hülfe zu erhören und dem unseligen Gedanken zu entsagen, als sei es Leidenschaft oder Widerstand, die nur gegen solche Verhältnisse gerichtet ist, durch welche jeder treue Bayer untergraben sieht, was ihm vor Allem am Herzen liegt: den Ruhm, die Macht und das Glück, die ganze Zukunft seines geliebten Königs. Die treugehorsamst Unterzeichneten haben die Folgen des Schrittes, zu welchem die treueste und innigste Anhänglichkeit an Euere Königliche Majestät, die Erkenntniß der unberechenbaren Wichtigkeit des Augenblickes allein sie vermocht hat, nach allen

Richtungen gar wohl erwogen; sie wissen und sind davon durchdrungen, daß, wenn Euere Königliche Majestät ihr heißes Flehen nicht zu erhören geruhen, ihre Wirksamkeit auf der Stelle, zu welcher sie die Gnade und das Vertrauen ihres geliebten Monarchen berufen hat, beendet, und dann nur noch eine Pflicht auf dieser Stelle zu erfüllen ihnen übrig ist, die Pflicht, Euere Königliche Majestät um die Enthebung von der Führung der ihnen anvertrauten Ministerien, wenn auch mit tiefstem Schmerzgefühle, ehrfurchtsvollst zu bitten.

In allertiefster Ehrfurcht und mit unverbrüchlicher Treue und Anhänglichkeit &c.

v. Abel, v. Gumppenberg, Graf Seinsheim,
v. Schrenk.

Hundertsechsundvierzigstes Kapitel.

Glossen zum Memorandum von mir und Andern.

Das Memorandum, welches wir so eben mitgetheilt haben, soll aus der Feder des Ministers von Abel geflossen sein, worauf wir jedoch keinen besonderen Werth legen wollen, insofern dieses Actenstück, wenn es nicht gemeinsam berathen und entworfen wurde, durch Unterschrift das Eigenthum jedes einzelnen der vier Minister wird. Ferner müssen wir erwähnen, daß dasselbe ungemein schnell und in vielen Abschriften unter dem Publikum sich verbreitete, daß man demnach, wie doch sonst zu geschehen pflegt, kein besonderes Geheimniß daraus machte. Man appellirte offenbar an die Sympathie des Volkes und wollte auf indirecte Weise in ihm Stütze und Hülfe haben.

Betrachtet man dieses Actenstück leicht und oberflächlich, so möchte man sich allerdings von dem Scheine der Gutmüthigkeit, Pflichttreue und Loyalität berücken lassen. Allein es kommt mir dasselbe wie die Zunge eines Löwen vor, welche im Lecken blutig verwundet. Es hat Aehnlichkeit mit einem spielenden Tigerthier, dessen Krallen sich in's Fleisch einschlagen. Da, wo die schwächste Seite ist, werden die schärfsten und schneidendsten Worte gewählt, was mit den sonstigen

Aeußerungen der Ehrfurcht ganz sonderbar contrastirt. Gleich von vorn herein wird die Verleihung des Indigenats an Lola Montez ein Verrath genannt. Von der Gewandtheit einer ministeriellen Feder ließe sich denn doch erwarten, daß sie den nämlichen Gedanken auf mildere und nicht minder entschiedene Weise hätte ausdrücken können, wenn man so gewollt hätte. Aber man wollte das nicht, es lag in der Absicht, Indigenat und Verrath auf Eine Linie zu stellen. Sapienti sat!

Daß gerade des königlichen Staatsraths von Maurer Aeußerung, diese Indigenatsverleihung sei die größte Calamität, die über Bayern kommen könne, hervorgehoben wird, scheint mehr als zufällig zu sein. Man erinnere sich, daß Herr von Maurer Protestant und, wenn die Sage begründet, derjenige gewesen sei, welcher allein für dieselbe gestimmt habe. Um Jemanden wehe zu thun, muß man ihm jede Stütze rauben.

Im Verlaufe heißt es, daß im ganzen Lande, im Innern der Familien, an allen öffentlichen Plätzen sich eine Stimmung offenbare, die zu den bedenklichsten gehöre. Hier wird sichtlich übertrieben. Die Feder ergeht sich in Floskeln, der Geschichtschreiber wird Novellist. Wie kann er wissen, was in ganz Bayern, im Innern der Familien, an allen öffentlichen Plätzen gesprochen wird? Da müßte Jeder Jeden verrathen haben. Im Gegentheil ist bekannt, daß man lieber den Gegenstand im Gespräche vermied. Allein der Verfasser will einmal die bedenklichste Stimmung. Und was heißt denn bedenklichst? Eine Stimmung, die revolutionärer Natur ist? Eine solche hat in der That nur ein Gespensterseher entdecken können. Denn, haben die Vorfälle in München auch Unmuth erregt, so war doch derselbe keineswegs ein so bedenk-

licher. Man sucht Niemanden hinter dem Ofen, wenn man nicht selbst dahinter gesteckt, sagt ein Sprichwort.

Ferner ward gesagt, daß die Ehrfurcht vor dem Monarchen mehr und mehr in den Gemüthern ausgetilgt werde, daß der bitterste Tadel, die lauteste Mißbilligung, die tiefste Verletzung des Nationalgefühls obwalte, daß jene Fremde in der öffentlichen Meinung gebrandmarkt sei. So dem Könige gegenüber, vor dem man Ehrfurcht zu hegen vorgiebt, von dem Gegenstand seiner Verehrung zu sprechen, ist — frech und unverschämt. Hier ist alle Decenz verschwunden, alle Rücksicht vor der Majestät. Die grellsten Tinten sind gewählt.

Von der härtesten Schmähung wird zu der weinerlichsten Rührung übergegangen und erzählt, daß der Bischof von Augsburg (Herr Dr. Richarz) und der Fürstbischof von Breslau (Herr von Diepenbrok), jener in heiße Thränen, dieser in entschiedene Mißbilligung sich ergossen hätte, daß das Schreiben des Letzteren bald dem ganzen Lande kein Geheimniß mehr sein werde. Das mag sein, aber eine gewisse kirchliche Partei hat eine Rolle gespielt und spielt sie noch, welche keineswegs Vertrauen erwecken konnte. Wir kennen jene geistlichen Persönlichkeiten nicht und wollen uns deshalb eines Urtheils enthalten, doch will uns jene allgemeine Verbreitung des fürstbischöflichen Schreibens nicht recht gefallen.

Noch weniger aber will uns munden, daß die Minister ihrem Memorandum eine Nummer der Ulmer Chronik beilegen, von der sie sagen, daß sie die herabwürdigendsten Angriffe gegen die Königliche Majestät enthielte. Das ist viel, sehr viel: Man sagt es nicht allein, sondern legt das Blatt auch bei. Manchmal werden Artikel dieser Art von Hände geschrieben, die man in der Nähe suchen muß.

Weiter vernimmt man, daß die polizeiliche Aufsicht nicht

mehr genüge. **Risum teneatis amici!** Censur, Preßbeschränkung, Beschlagnahme waren unter dem Ministerium Herrn von Abel's in der größten Blüthe, und nun will sie abfallen.

Ferner heißt es: die Sache des Königthum's steht auf dem Spiele. Dieses wird mit dem Frohlocken derer in Verbindung gesetzt, die auf den Umsturz der Throne hinarbeiten. Es wird von einer Verzweiflung gesprochen, die sich der treusten Anhänger des Königthums bemächtige. Es sind dies die alten Theatercoups, die sich durch das ganze Memorandum hindurchziehen, es sind die bekannten Uebertreibungen. Nur ein Passus, der von einer Rückwirkung dessen, was vorgeht, auf die bewaffnete Macht spricht, fällt wieder grell herein, eine leise Drohung läßt sich kaum darin verkennen; es wird sogar gefragt, wo Hülfe gefunden werden solle, wenn auch dieses ungeheure Uebel einträte, wenn auch dieses Bollwerk schwankte. Der erste März hat dieses Bedenken nicht bestätigt.

Man sieht, daß die Minister der Vorwurf der Gespensterseherei recht wohl treffe, den sie gegen das Ende des Memorandums von sich abzuweisen suchten, und was den nächsten Landtag betrifft, so sieht jeder Bayer, dem Fortschritt zu Licht und gesetzlicher Freiheit am Herzen liegt, demselben mit fröhlicheren Hoffnungen entgegen, als er seit den letzten Jahren zu thun vermochte.

So ist denn, wie Jedem leicht ersichtlich ist, der nur einigermaßen hinter die Larve zu blicken vermag, das Memorandum ein Ausfluß der bittersten Galle, die sich in der letzten Zeit angehäuft. Mit Unredlichkeit wird ein revolutionärer Zustand Bayern's imaginirt und die Unzufriedenheit des Volkes bis zur Fratze verkehrt. Offenbar vergrößerte man auf rednerische Weise die Störungen, um dieselben entweder wirklich auf diese Höhe zu treiben, da man das Memorandum so schnell und

weit als möglich im Volke verbreitete, oder um den König durch einen Popanz zu schrecken. Dies Alles ist unwürdig für Männer, die mit Wahrheitsliebe, Gewissenhaftigkeit und Biederkeit Hand in Hand gehen wollen. Das Memorandum ist in der That nichts Anderes, als eine herausfordernde Demonstration, welche das Schwert in die Waagschale legt und mit drohender Geberde den König zur Unterwürfigkeit zwingen will. In ihr ist ein Trotz, ein diabolischer Geist, der sagen will: „Hüte Dich anzutasten, was Du antasten willst. Es wäre aus mit Dir, denn Dein Feind hat Waffen in der Hand, gegen welche es keine Hülfe giebt.“ Das Alles wird nun mit heuchlerischen Worten überkleidet, mit den Versicherungen der Ehrfurcht, der Ergebenheit und liebevollsten Theilnahme. Aber diese Worte sind Trug und Schein und werden durch die Maßlosigkeit des innern Grimmes, der aus seiner Verhüllung hervortritt, Lügen gestraft.

Oben haben wir das Verhältniß des Königs zu Lola auseinandergesetzt, inwieweit und inwiefern das Publikum damit unzufrieden war. Tiefer eingreifende Störungen waren nicht vorhanden, sie kamen erst, als die ultramontane Partei sich nicht mehr in ihrer scheinbaren Geduld erhalten konnte und sofort ihrem Grimme freien Lauf ließ. Es hat sich das Volk nie von Lola regiert geglaubt, wie das Memorandum in gehässiger Weise und boshafter Absicht sagt. Es sind für eine solche Behauptung keine genügenden Anknüpfungspunkte vorhanden; wohl aber mögen wir der Vorsehung danken, daß durch Lola eine Aenderung der Dinge eingeleitet worden ist. Die feindselige Partei hat sich selbst gestürzt, indem sie in Sieggewohnheit das Feld nicht räumen wollte und in der Sucht, neue Vortheile zn erringen, ganz aus seiner Stellung verdrängt wurde. Das ist das Wahre an der Sache.

Gehört das etwa mit zum constitutionellen System, daß ein König nicht mehr die Freiheit haben darf, seinen Herzensneigungen folgen zu dürfen? Oder hielten die Herren Minister und ihr geistiger Anhang, die Herrn Bischöfe und wie sie noch heißen mögen, eine andere Freundin für den König in petto, etwa eine liebe, fromme Schwester, welche es besser verstand, wie man das Herz eines Königs im Interesse einer Partei lenke?

Hatte der König nicht Recht, über eine Vorstellung böse zu sein, welche in der Geschichte unerhört ist?

Hat es je das Pabstthum, hatten es je die Päbste, frage ich, in der Zeit ihrer größten Gewalt gewagt, so mit Königen zu sprechen?

Hatte man gewagt, so mit einem Heinrich VIII. zu reden? —

Hatte man gewagt, so mit einem Heinrich IV. zu reden, als er seine geliebte Gabriele besuchte?

Hatte man gewagt, so mit einem Ludwig XIV. zu sprechen?

Hatte man gewagt, so mit einem Friedrich Wilhelm II. von Preußen zu reden?

Das war allerdings ein Protestant, aber hatten sich etwa seine Minister herausgenommen, ihm seine Neigungen vorzuwerfen und ihm deshalb mit dem Abfall des Volkes und des Heeres zu drohen?

Wahrlich! — das ist unerhört in der Geschichte.

Was that die Kirche, als Könige — und wenn es schlechte Könige gab, so ist daran noch nicht das Königsthum schuld — ihre Frauen hinrichten ließen oder selbst hinrichteten?

Sie that nichts.

Es giebt Sünder, die nur Gott bestrafen kann.

Es giebt auch Sünder, die zu bestrafen Gott allein das Recht und die Macht hat.

Zu solchen Sündern gehören auch schlechte Könige.

Aber einem Monarchen mit dem Abfall seines Volkes, seines Heeres zu drohen, weil er seine Neigung einer fremden Dame zugewandt, — das ist wahrlich tragi=komisch.

Als ich die Mittheilung des merkwürdigen Actenstücks vernahm, da konnte ich nichts anders thun, — als entsetzlich lachen.

Wahrlich ich mußte die Mäßigung eines so tief gekränkten Königs bewundern, welcher nichts that, als sagen:

Wir wollen sehen, ob ich es bin oder die Minister, welche mein Heer und mein Volk mehr liebt. Sie mögen gehen.

Bald nach diesen ministeriellen Krisen und Vorfällen im Staatsrathe las man im amtlichen Blatte, Regierungsblatt, folgende königliche Verfügungen:

1) Se. Majestät der König haben unterm 16. Februar l. J. geruht, dem bisherigen Minister des Innern, Staatsrath Carl v. Abel, die von ihm nachgesuchte Enthebung von der Leitung Allerhöchst Ihres Ministeriums des Innern, unter dem Ausdrucke Allerhöchst Ihrer vollen Anerkennung der von ihm während seiner langjährigen treuen und anhänglichen Dienstesleistung erworbenen Verdienste, allergnädigst zu ertheilen, ihn zugleich als Staatsrath im ordentlichen Dienste in zeitliche Quiescenz zu versetzen und denselben zu Allerhöchst Ihrem Staatsrathe im außerordentlichen Dienste zu ernennen. Reg.=Bl. Nr. 5. S. 99.

2) Se. Majestät der König haben unterm 18. Februar den bisherigen Präsidenten der Regierung von Niederbayern, J. B. v. Zenetti, mit 1. März zu Allerhöchst Ihrem Staatsrath im ordentlichen Dienst in provisorischer Eigenschaft zu befördern und denselben zugleich mit besagtem Tage, nach §. 3 der

IX. Verfassungsbeilage, zum Verweser Allerhöchst Ihres Ministeriums des Innern zu ernennen geruht.

3) Se. Majestät der König haben unterm 24. Februar, das Gesuch des Finanzministers, Grafen Karl v. Seinsheim, allergnädigst genehmigend, geruht, denselben von der Stelle eines Finanzministers zu entheben und ihn ferner in seiner Dienstes-Eigenschaft als Staatsrath im ordentlichen Dienste zu belassen. Reg.-Bl. Nr. 9. S. 177.

4) Se. Majestät der König haben unterm 24. Februar, das Gesuch des Justizministers Freiherrn Karl v. Schrenk, allergnädigst genehmigend, geruht, denselben von der Stelle eines Justizministers und Ministers des Innern für die kirchlichen Angelegenheiten, so wie von der provisorisch bekleideten Stelle eines Staatsraths zu entheben. Reg.-Bl. Nr. 9. S. 177.

5) Unterm 24. Februar wurde der bisherige Präsident der Regierung der Oberpfalz und Regensburg, Friedrich Freiherr von Zu-Rhein, mit dem 1. März zum Staatsrath im ordentlichen Dienste in provisorischer Eigenschaft befördert und zugleich mit dem besagten Tage nach §. 3 der IX. Verfassungsbeilage zum Verweser des Finanzministeriums ernannt, demselben auch, auf so lange der König nicht anders verfügt, die Führung des Ministeriums des Innern für Kirchen- und Schulangelegenheiten übertragen. Reg.-Bl. Nr. 9. S. 178.

6) Unterm 24. Februar wurde dem Staatsrath im ordentlichen Dienste, Georg v. Maurer, vom 1. März angefangen, die Verwesung des Justizministeriums nach §. 3 der IX. Verfassungsbeilage übertragen. Reg.-Bl. Nr. 9. S. 178.

7) Unterm 24. Februar wurde das Gesuch des Kriegsministers Anton Freiherr v. Gumppenberg genehmigt, denselben von der Stelle eines Kriegsministers zu entsetzen. Reg.-Bl. Nr. 10. S. 221.

8) Unterm 24. Februar wurde der General-Major und Brigadier, Bernhard Freiherr von Hohenlohe, zum Verweser des Kriegsministeriums ernannt. Reg.-Bl. No. 10. S. 221.

9) Unterm 24. Februar wurde der Staatsrath im ordentlichen Dienst und Präsident der Regierung von Oberbayern, von Hörmann, in beiden Eigenschaften in Ruhestand versetzt. Reg.-Bl. No. 10 S. 221. Derselbe wurde unterm 1. März wieder in die Klasse der Staatsräthe im außerordentlichen Dienst eingereiht. Reg.-Bl. No. 10 S. 222.

So war denn endlich Entscheidung eingetreten, sagt mein Freund. Mit rücksichtsloser Hand zerschnitt der König das Gewebe, in welches man ihn hatte hüllen wollen. Nicht angebissen hatte er an den Köder, unter dem die Angel verborgen war. Der Coup der ultramontanen Partei hatte das erwünschte Resultat nicht. Der König hatte sich keinen Schrecken einjagen lassen, und das Altweibergeschwätz mit loser, giftiger Zunge verhallte spurlos in der Luft. Das Verhältniß mit Lola blieb das alte, ja es blieb noch fester und enger, je gewaltiger man sich anstrengte, an demselben zu zerren, es zu zerreißen. Man sagt, der König, durch die vielen Aergernisse und widerlichen Feindseligkeiten von Unpäßlichkeiten heimgesucht, habe einen großen Theil des Morgens allein gearbeitet und fast Niemanden vor sich gelassen, als Lola, welcher er sogar den Schlüssel zum geheimen Gang, in sein Kabinet führend, anvertraute. Den kranken König besuchte sie alle Tage und verweilte bei ihm oft stundenlang. Von dort aus ergingen die königlichen Verordnungen über die Entlassung der alten Minister und von der Ernennung der neuen. Von dort an scheint dem König ein klares Licht aufgegangen zu sein über die ganze Lage des Reiches. Er erkannte nun die Fangnetze und hinterlistigen Machinationen der ultramontanen Partei,

und es reifte in ihm der feste Entschluß, mit energischer Hand dieses Bühnenwerk zu zertrümmern und, koste es was es wolle, ihrem finsteren Wirken ein Ende zu machen.

Es ist starker Verdacht vorhanden, daß das Abel'sche Ministerium schon früher im Credite des Königs gesunken war, wodurch die hin und wieder auftauchenden Gerüchte von ministeriellen Veränderungen Licht erhielten. So viel ist gewiß: dem Könige fing vor Abel zu grauen an, indem eine innere Stimme ihm sagte, er habe durch seine Politik ihm die Sympathie des Volkes entrissen und durch eine diabolische Sophistik die Constitution untergraben. Fühlte er sich auf diese Weise gebunden, so mußte eine von den Ultramontanen selbst herbeigeführte Krisis ibm willkommen sein, denn, indem er hier Entschiedenheit zeigte, konnte er den Kreis verlassen, in den er gebannt war.

Daß das Auge des Königs weiter sah, als auf seine ministerielle Umgebung, bezeugt die Quiescirung des Staatsraths und Regierungspräsidenten von Oberbayern (München) von Hörmann. Bei der Indigenatsgeschichte betheiligt, stand er zudem auf der ultramontanen Seite. Zum ersten Male taucht diese Persönlichkeit vor uns auf, die bei den politischen Untersuchungen, welche 1833 über Studirende ergangen waren, mit wahrer Lust sich lieber für das „Schuldig", als für das „Unschuldig" aussprach. Mehr Thränen sind über ihn geweint, mehr Seufzer ausgehaucht worden, in Familienwohnungen und in Kirchen, als der Bischof von Augsburg über den König geweint hat. O! das Schicksal ist gerecht, und seine Werkzeuge werden oft geschmiedet da, wo man es nicht erwartet.

Ob das ueue Ministerinm seine Aufgabe kenne und den Anforderungen einer neuen Aera in Bayern gewachsen sein werde, das wird die Zukunft lehren. Sehen wir in der Sache

klar, so reicht ein Juste-milieu nicht hin. Wollte er dieses System ergreifen, so wäre es nur ein interimistisches. Mit gespannter Erwartung sieht Alles der ferneren Entwickelung der Ereignisse entgegen, denn das, was von nun an geschieht, ist nicht allein das Eigenthum Bayern's, sondern von ganz Deutschland.

Ja, in der That, es hat sich nach der Entlassung der Herren Minister weder ein rebellisches Heer, noch ein rebellisches Volk zeigen wollen, so viele Mühe man sich auch von gewissen Seiten her gegeben hat. Der Tumult vom 1. März war ein künstlich erregter, und es war einer der lächerlichsten Auftritte, der lächerlichsten Krawalle, welche es je gegeben hat.

Davon später.

Hundertsiebenundvierzigstes Kapitel.

Krieg den Männern.

Eine Unterredung mit dem Könige. — Was ich als Königin thun würde. — Die Stellung der Frauen. — Urtheile der Philosophen. — Königliche Gedanken.

Sie sind fort, sagte der König, als er mich nach der Entlassung des Ministeriums besuchte, ich glaube nicht, daß sich das Land darüber entrüsten wird.

Sie sind fort, — und ich erhalte meine Krone, sagte ich lächelnd.

Lola, Sie bedürfen der Krone nicht — um eine Königin zu sein.

Sire, ich habe immer gehört, daß mit der Macht, mit dem Ansehen auch die Würde, der Muth und die Zuversicht wachse.

Das ist möglich, meine liebe Lola, aber Ihnen kann wirklich die Krone zu allen diesen Eigenschaften nichts hinzufügen.

Sie sind sehr gütig, Sire, aber ich glaube, wenn ich eine Königin wäre, die Lola Montez würde doch nicht mehr die Lola Montez sein.

Und was würden Sie, was wollten Sie dann anders sein?

Ja, Sire, wäre ich als eine Königin geboren, ich hätte die Uebel des Krieges über den Erdball getragen und mich mit allen Königen geschlagen.

Auch mit mir, Lola? fragte der König lachend.

Auch mit Ihnen, Sire.

Und weshalb?

Weil ich als eine Königin auf der ganzen Welt kein Gesetz geduldet haben würde, welches den Männern mehr als den Frauen erlaubt.

Aber woher hätten Sie die Soldaten nehmen wollen, welche Sie bei einem Unternehmen, das auf den Untergang ihres Geschlechts abzielt, unterstützt hätten?

Sire, erlauben Sie mir, daß ich lache.

So viel Sie wollen, sonderbares Wesen, — aber was haben Sie gegen meinen Einwand?

Gegen Ihren Einwand, Sire, habe ich das, daß ich meine, die Soldaten haben oft genug den Despoten, welche ihr Geschlecht unterdrückten, die Hand geboten.

Das ist etwas Anderes, — diese Unterdrückung galt dem Feinde, nicht dem Manne.

Und das, was ich beabsichtige, gilt dem Rechte, nicht der Tyrannei.

Finden Sie wirklich, daß das Weib gegen den Mann in der menschlichen Gesellschaft so sehr zurückgesetzt ist, und daß, wenn dies der Fall wäre, nur ein vernichtender Krieg diese Ungleichheit heben könnte?

Allerdings, Sire, versetzte ich, ist es bei civilisirten Völkern nicht mehr ganz so schlimm, nur in dem Zustande der Barbarei ist das Weib völlig unterdrückt, hier ist es mehr die Magd, ald die Gehülfin, mehr die Sklavin, als die Genossin des Mannes. Die Frau befindet sich unter denjenigen, bei denen kriegerische Tapferkeit fast die einzige Basis der Macht ist, und von denen geistige Gaben kaum anerkannt werden, in einer Stellung, die nothwendiger Weise ihrer nur geringen

physischen Kraft zukommt. Diesen Umstand bemerkt man auch jetzt noch unter den niedrigsten und den wenigst gebildeten Klassen der civilisirten Welt. Es ist überall die Tyrannei der Kraft über die Schwäche. Aber dasselbe gehässige Princip erklärt die Herabwürdigung des Weibes überall und wo eine Verbesserung ihrer Lage stattfindet, da wird man erkennen, daß sie dieselbe durch den Umstand erkauft hat, daß der Mann in Bezug auf seine Bequemlichkeit in größerem Maßstabe von ihrer bereitwilligen Hülfe abhängig ward. —

Dieses traurige Kapitel in der Geschichte des Menschengeschlechts, sagte der König, paßt zu wenig auf die gegenwärtige sociale Stellung der gebildeten Frauen in den civilisirten Staaten, als daß es nöthig wäre, die Gesetzgebung umzustoßen. Wenn das Weib auf der untersten Stufe der Civilisation am meisten unterdrückt und herabgewürdigt wird, und wenn bei fortschreitender Civilisation seine Lage sich verbessert, so ist es ein natürlicher Schluß, daß die allgemeine Tendenz der Civilisation darin besteht, der Ungleichheit der beiden Geschlechter abzuhelfen, und die Uebermacht des Mannes einzuschränken. Es ist auch wahr und ich gebe es gerne zu, daß wir dem Fortschreiten der Civilisation keine Grenzen setzen können, daß das ganze Menschengeschlecht ihren Fortschritt wünschen muß und daß ihre Tendenz nicht ist, die menschliche Natur einzuzwängen und zu verschlechtern, wie es Rousseau alberner Weise behauptet hat, sondern alle ihre besten Fähigkeiten zu entwickeln und sie mehr zu dem zu machen, was sie sein sollten. Man kann deshalb mit Wahrscheinlichkeit annehmen, daß, da der rechtmäßige Gang der Civilisation dahin strebt, das Weib mit dem Manne auf gleiche Höhe zu stellen, sie damit aufhören wird oder aufhören sollte, daß sie die Gleichheit der Geschlechter

an Macht und Einfluß auf die Angelegenheiten der Welt begründet.

Und daß Alles, warf ich ein, was diese Gleichheit verhindert, eine ungerechte Contravention gegen die Absichten der Vorsehung ist.

Dieser Schluß hat zwar einige Wahrscheinlichkeit, sagte der König, aber er ist dennoch unrichtig. Die Civilisation verbessert die Lage des Weibes, weil sie den Einfluß der physischen Kraft im Verhältniß zur geistigen vermindert, und weil das Weib dem Manne an Macht des Verstandes ähnlicher ist, als an Kraft des Körpers. Daraus erfolgt jedoch nicht, daß sie an geistigen Fähigkeiten ihm gleich ist, oder daß die Höhe, zu welcher ihre Stellung durch den Fortschritt der Civilisation erhoben werden kann, nicht ihre Grenzen haben könne, die von vollständiger Gleichheit weit entfernt sind.

Ich habe, Sire, tüchtige Gewährsmänner für die Theorie der geistigen Gleichheit beider Geschlechter, wandte ich ein: Plato sagt: Von Natur ist der Mann dem Weibe nicht überlegen, außer an physischer Stärke, und Voltaire meint, daß die Frauen alle Talente, außer der Gabe der Erfindung, mit den Männern gemein haben.

Bei aller schuldigen Ehrfurcht vor diesen hohen Gewährsmännern, versetzte der König, kann ich doch nicht ganz Ihre Ansichten annehmen, liebe Lola, und ich will Ihnen die Worte des Philosophen Montaigne, die mir zufällig im Gedächtnisse sind, anführen, er sagt: Ich behaupte, daß Männer und Frauen in dieselbe Form gegossen sind; außer dem Unterschiede der Erziehung und Beschäftigung findet kein großer Unterschied zwischen ihnen statt. Plato beruft beide Geschlechter zu gemeinschaftlichen Studien, Uebungen, Kriegs- und Friedensämtern und Geschäften in seiner Republik und der Philosoph

Antisthenes hob zwischen den weiblichen und männlichen Tugenden allen Unterschied auf. Es ist weit leichter, sagt Montaigne am Schluß, das eine Geschlecht zu beschuldigen, als das andere zu entschuldigen. Das Sprüchwort sagt: Ein Esel heißt den anderen ein Langohr. Aber trotz allen diesen Aussprüchen, meine liebe Lola, werden Sie doch nicht leugnen, daß große Unterschiede, mögen sie nun der Erziehung oder der Natur zugeschrieben werden, zwischen der moralischen und geistigen Charakteristik der beiden Geschlechter bestehen, die Frauen haben weniger aktiven und mehr passiven Muth, als die Männer. Sie haben mehr Reizbarkeit der Nerven und daneben alle jene Eigenschaften, welche diese Reizbarkeit in's Leben ruft. Sie sind enthusiastischer, ihre Sympathie ist lebhafter; sie besitzen in höherem Grade die Fähigkeit, kleinliche Umstände wahrzunehmen. Dagegen stehen sie dem Manne im zusammenhängenden und logischen Denken nach; sie sind weniger unparteiisch, weniger fähig, ihre Gefühle ihrem Urtheile zu unterwerfen und sich selbst von Vorurtheilen fern zu halten. Sie besitzen weniger die Gabe, allgemeine Begriffe zu bilden, sie sind einer fortgesetzten und concentrirten Aufmerksamkeit weniger fähig, und obwohl ihre Geduld der der Männer nicht nachsteht, vielleicht diese noch übertrifft, so ist ihre Ausdauer doch geringer.

Das mag in einzelnen Fällen seine Richtigkeit haben, entgegnete ich, aber ich bleibe doch bei meiner Behauptung, daß diese Unterschiede das Resultat der gesellschaftlichen Stellung, nicht der angeborenen Eigenthümlichkeit der Frauen ist.

Nun, ich sehe wohl ein, sagte der König lachend, daß Sie unter allen Umständen auf den Krieg beharren würden. Der liebe Gott wird dies wohl eingesehen haben, indem er Ihnen eine Krone versagte, die — es mag nun sein, wie es

wolle, gewiß niemals auf einem schöneren Haupte gesessen haben würde. Nun, ich freue mich, meine liebe Lola, daß Gott mir die Macht gegeben hat, Ihnen wenigstens eine Krone niederen Ranges verleihen zu können. Ich hoffe, daß ich in meinem Reiche noch so viel König bin, dies durchsetzen zu können.

Der gute König hatte Recht — er setzte es durch, aber welch' ein Kelch voll Bitterkeit mußte diese edle, hochherzige Natur noch leeren, ehe sie dieses Versprechen erfüllen konnte.

O, Ihr scheinheiligen Königsfreunde, wenn Ihr doch endlich lernen wolltet, was es heißt — königlich gesinnt zu sein!

Hundertachtundvierzigstes Kapitel

Der Widerstand der Universität.

Dr. v. Lasaulx. — v. Philips. — Dr. Döllinger. — Görres

Die Sache des Widerstandes gegen den Königlichen Herrn war mit der Entlassung des Ministeriums keinesweges aufgehoben. Man hatte noch andere Mittel und man wollte sie Alle erst erschöpfen, ehe man sich verloren gab. Es war allerdings nur noch der Widerstand der Verzweiflung — aber diese Verzweiflung war wahrlich böse genug gemeint.

Als die Verhältnisse diesen Grad der Reifheit erlangt hatten, so schreibt mein Freund, hätte man glauben sollen, die Lust zu weiteren Agitationen sei abgestumpft. Der Ultramontanismus steckt sein Schwert nicht so schnell in die Scheide, und wenn er im Großen nicht mehr handeln kann, so legt er sich auf das Detail. War er auch im Haupttreffen unterlegen, so that er sich doch noch auf ein wohl verschanztes Lager etwas zu Gute. Von dort aus wagte er kleinere Ausfälle, Vorpostengefechte und machte seiner Kampfbegierde in Plänkereien Luft. Der kleine Krieg war nun sein Plan.

Dieses Mal war es der Sitz der Wissenschaften, an dem die Waffen geschmiedet wurden — die Universität oder vielmehr ihr Senat. Soviel hatte ja der Minister von Abel für die Pflege und das Gedeihen der Wissenschaften gethan; so viele Verdienste hatte er sich ja um Licht und Aufklärung erworben — er war ein treuer Freund, Beschützer und Eiferer für Religion gewesen — wer hätte so undankbar sein können, solche Verdienste zu übersehen, zu verkennen, zu mißachten?! — Im Unglücke zeigt sich der Freund. So dachten jene Männer der Wissenschaft, in ihrem geweihten Gremium, und Einer nahm das Wort und sprach: „Auf, und lasset uns das tiefgebeugte Haupt des edlen Märtyrers mit Lorbeeren und unverwelklichen Immortellen umschlingen! Der Gute verdient es. Lasset uns ihm ein Zeugniß geben, wie sehr wir ihn achten und lieben, und wie hart sein Verlust unser Herz verwundet. Traun! wir sehen einer bittern Zukunft entgegen, und gebunden wird von nun an unsere Zunge sein bei der Verkündigung der Wahrheit. Ist er auch gesunken in der Gunst des irdischen Königs, nicht gesunken ist er in der unsrigen, dieweil wir dienen einem Herrn, der über Alle Herr ist, und dem wir vor Allen gehorchen müssen, treffe uns auch gleich Jenen die Ungnade, und das Alles um jenes Götzenweibes willen. So sprach der Redner, und Viele winkten ihm Beifall zu. Die Hand griff zur Feder, und man beschloß eine Adresse, worin die Professoren dem abgetretenen Minister ihre Zufriedenheit bezeugen und wegen seines Verfahrens beloben wollten.

Bei solchen Gelegenheiten finden sich in der Regel verschiedene Stimmungen. Eine Partei theilt den Enthusiasmus

nicht, findet die Sache entweder sehr gleichgültig und unnöthig, oder sie ist sogar dagegen eingenommen. Eine zweite Fraction ist begeistert, stimmt ganz und gar bei, aber sie bezähmt dabei ihre Zunge und läßt sich von einer gewissen Weltklugheit und scheinbaren Leidenschaftslosigkeit beherrschen. Eine dritte endlich führt das Wort, schafft die That, läuft, rennt, schreit und kennt keine Rücksicht mehr. Wer zu dieser letztern und zu der zweiten Klasse gehört habe, ist genugsam bekannt. Der Hauptagitator bei dieser Adreßgeschichte war Professor Dr. von Lasaulx, Philolog; er war es, der hauptsächlich das Wort führte und jene abermalige Demonstration vertrat. Neben ihm figurirten Professor Dr. von Philips, Jurist, Professor Dr. von Moy, Jurist, Professor Dr. Höfler, Historiker. Standen nun noch andere renommirte Ultramontanisten nicht im Vordertreffen, so lugten sie doch aus dem Hintergrunde hervor, riethen, warnten, lockten, mäßigten das theilweise junge Volk. Der alte Nestor, der Fuchs — der Leser weiß schon, wen ich meine, doch ich will ihn nennen — Görres, der mit dem Rosenkranze die Sünden des Radicalismus seiner Jugend abbüßt, der Hercules am Spinnrocken der Kirche, der den sanften Tritt des Maulthieres dem raschen Schritt des Götterrosses vorzog, verhielt sich ruhig, dirigirte aber um so mehr hinter der Bühne. Auch der Protestantenfresser Dr. Döllinger, Theolog, schwieg, wenn er auch im Stillen sann und wirkte. Noch viele Andere könnten wir nennen, deren Name im Buche der Rechtgläubigkeit verzeichnet ist, aber es genügt die Angabe der oben Genannten, um zu zeigen, wer die Hand im Spiele hatte.

So ward denn der Friede abermals gestört. Die ultramontane Partei hatte wiederum ihrem Grimme freien Lauf gelassen, und so gleichgültig, so natürlich Manchem jene Adresse

scheinen möchte, so liegt in ihr dennoch eine gewaltige Demonstration. Wenn der König Grund hatte, den Minister von Abel, obwohl auf sein Gesuch, von seiner Stelle zu entheben, wenn sogar viel Anlaß vorhanden war, die oberste leitende Behörde zu verändern, so war es vom Senat auf's Wenigste unschicklich, gerade zu dieser Zeit und unter solchen Umständen der Majestät sich gegenüber zu stellen. und den zu loben, der von ihr eutlassen war. Man sieht hier abermals für wie fest sich jene Partei halten mußte, um solch einen Streich auszuüben. Man vergesse nicht, daß jene Professoren die Lehrer uud nächsten Leiter von Jünglingen waren, auf welche jene Demonstration einen entschiedenen Eindruck machen mußte. Es ist bekannt, daß die Studirenden leicht gereizt und bei einer gewissen jugendlichen Unüberlegtheit zu Schritten hingerissen werden können, die oft von bedauernswerthen Folgen sind. So wenig man aber den König respectirte, eben so wenig beachtete man seine Stellung zu den Studirenden; und betrachtet man die weiteren Ereignisse, welche erfolgten, so ist starker Verdacht vorhanden, daß man jene studirende Jugend enthusiasmiren und in's Spiel ziehen wollte. Und wäre auch dieses nicht der Fall, so ist schon die Rücksichtslosigkeit tadelnswerth genug, mit welcher man verfuhr. Das Publikum mußte nicht minder über solche Schritte betroffen sein. Wie kann ein Institut des Staates, und dieses ist der Senat, entschuldigt werden, wenn er in einem kritischen Zeitpunkte, anstatt sich passiv zu verhalten, Oel in's Feuerr goß. Ein Ministerwechsel ist in der Regel ein solcher Zeitpunkt, und daß er ein kritischer war, möchte aus dem Bisherigen zu ersehen sein.

Um aber zur Endgeschichte jener Adresse zu kommen, so haben wir Folgendes zu berichten. Jene Vorgänge im Senate wurden dem Könige hinterbracht, der, wie leicht zu vermuthen

ist, diese neue Demonstration nicht gleichgültig ansah, vielmehr höchst aufgebracht darüber war, schon in Rücksicht der Folgen, die daraus erwachsen konnten. Kein Vernünftiger kann ihm verdenken, wenn er diesem heillosen Unwesen von kurzer Hand zu steuern suchte und vor allen Dingen dem Hauptagitator zur Rechenschaft zog. Dies war bekanntlich Professor von Lasaulx; auf höheren Befehl mußte er sogleich seine Vorlesungen einstellen, was er sofort den Studirenden durch Anschlag am schwarzen Brette bekannt machte. Dies war der Anlaß zu neuen Störungen, von denen wir sogleich berichten werden, den tumultarischen Auftritten am 1. März.

Hundertneunundvierzigstes Kapitel.

Merkwürdige Actenstücke, welche noch völlig unbekannt sind.

So weit waren also die Sachen gediehen, aber die feindliche Partei war noch weit entfernt sich schon für vollkommen geschlagen zu halten. Es war wirklich spaßhaft mit anzusehen, wie weit ihre Intriguen und Verblendungen gingen. Man glaubte noch immer der König würde sich einschüchtern lassen, ja man bot Alles auf, um mich einzuschüchtern und mich dazu zu bewegen, das Feld freiwillig zu räumen.

Lächerliche Zumuthung.

Als hätten diese Herren nicht schon Gelegenheit genug gehabt, meinen Muth und meine Beharrlichkeit zu erproben.

Ich werde im Nachstehenden einige geschichtliche Actenstücke mittheilen, welche sicherlich in irgend einem großen Staatsarchive aufbewahrt zu werden verdienen, ich besitze solcher Actenstücke eine große Menge, und sie werden ein Zeugniß geben von der Gesinnung eines deutschen Volksstammes gegen eine Dame, von der man sagte, daß sie beim Volke verhaßt sei. Doch von diesen Actenstücken später, jetzt wollen wir erst einige anderer Natur produciren.

Das eine, natürlich in der Form eines Briefes, war in französischer Sprache, doch sehr fehlerhaft, geschrieben, indeß schienen mir diese Fehler so gewaltsam zu sein, daß ich die Vermuthung nicht unterdrücken konnte, daß dieser Brief absichtlich so geschrieben sei, um den Glauben zu erregen, daß ihn ein gewöhnlicher, der Sprache unkundiger Mensch geschrieben habe.

Also der Brief:

An die Tänzerin Lola Montez aus Spanien.

Fräulein! — Ein Freund spricht zu Ihnen, ganz gewiß ein Freund, ein wahrer aufrichtiger Bayer, welcher nicht viel Umstände macht und spricht, wie ihm der Schnabel gewachsen ist. Also zur Sache. Sie halten es mit unserm König, das weiß die Welt. Nu — was unser König thut, ist gut, denn unser König, das muß man ihm lassen, ist ein ganz tüchtiger Mann, aber es ist nicht Recht, es ist nicht Recht, sag ich, daß Sie sich in unsern Staat mischen, nein das geht über die Liebschaft, das ist über die private Weltordnung. Der Staat ist öffentliche Sache, aber Sie sind keine öffentliche Sache, darum braucht sich kein Mensch zu kümmern, aber um unsern Staat brauchen Sie sich auch nicht zu kümmern, das werden wir Bayern uns ohne Bescheidenheit höflichst verbitten. Lassen Sie man den König ganz allein machen, der weiß schon was Recht ist, ob er weiß. Sie brauchen ihm in Nichts zu rathen. Der ist allein klug genug, und dann, wenn er etwas wissen will, wozu hat er seine Minister? Ja, wozu sind die Herren Minister da, die so schweres Geld kosten? Ach — da liegt der Hund begraben. Ja, da liegt er. Sie haben unserem König gerathen, die Minister abzu-

thun, unsern Herrn Abel, ja Sie sind der Kain geworden, welcher unsern Abel erschlagen hat, es ist eine saubere Geschichte, das wird schlimm werden. Ich sage Ihnen als Freund, denn ich bin immer ein Freund von den hübschen Frauen, und zumal einem solchen Teufel wie Sie sind, und unser guter König hat — das muß ich beiläufig sagen — einen guten Geschmack, ich sage Ihnen also als Freund, solche Sachen können wir Bayern durchaus nicht dulden. He — glauben Sie, daß es bei uns auch spanisch hergeht? Katholisch allerdings, aber nicht spanisch. — Wir Bayern tragen zwar keine Messer, aber Knüppel und wenn es nicht so recht will, dann geht's druf los. Also darnach haben Sie sich zu richten. Minister müssen da sein, das geht Sie nichts an, was unsere Minister sind und thun, und ich rathe Ihnen als Freund, machen Sie, daß Sie München verlassen, und daß wir unsere Minister wieder kriegen, sonst giebt es ein Unglück in Bayern, ein großes Unglück. Denken Sie sich, hübsches Frauenzimmer, wenn nun eines Tages, oder möglich, daß es auch in der Nacht ist, ein Paar baumstarke Kerle, — Sie kennen uns Bayern — zu Ihnen kommen und noch dazu ein Paar große Knüppel mitbringen und sagen: Meine schöne Lola, wir zerbrechen Ihnen Arm und Bein, Sie werden künftig nicht mehr tanzen können in Paris und Rom, in Lissabon und Dublin, in Warschau und Constantinopel, und Sie werden künftig keinen Mann mehr mit mit ihren Sirenen-Armen umgittern können, wie den Vogel Kolibri in Ihrem Indien. Nanu, was meinen Sie dazu? — Was unser König thut, das geht uns nichts an, denn dafür ist er unser König und es soll uns Keiner kommen und sagen, daß wir Bayern ihm nicht mit Leib und Seele ergeben

sind — aber Sie — pfui — Sie müssen fort, weil Sie unseren Ministern nicht grün sind. Und Minister müssen wir haben — das sage ich Ihnen als Ihr guter Freund, und wenn wir binnen 24 Stunden unsern Abel nicht wieder haben, dann wird es Ihnen, Eva, schlecht gehen. Das sage ich Ihnen schließlich. Es wird sehr schrecklich werden, Blut wird in Strömen fließen, ich bürge für Nichts nicht.

Ihr guter Freund,
ein braver Bayer,
hinter dem Millionen Gleichgesinnte stehen.

Ein zweiter Brief lautete wie folgt:

An die Dame Lola Montez,
hochwohlgeborene Gräfin.

Ich habe mich recht sehr gefreut, Frau Gräfin, daß Sie unsere Minister zum — gejagt haben. Gott weiß, welch ein Leidwesen sie über unser gutes Land gebracht haben. Heil unserm lieben, guten König, daß er sich nicht hat irre führen lassen von den Kapuzen und den Jesuiten, und Sie haben mit zu diesem glücklichen Umschwung beigetragen. Seien Sie versichert, das ganze Land ist Ihnen dankbar dafür, denn es hätte doch Niemand außer Ihnen den Muth gehabt, dem Könige die Augen zu öffnen und ihm zu sagen, wie diese Herren gewirthschaftet uud wie sie Alles aufgeboten haben aus unserm schönen Lande ein großes Kloster und eine Jesuitenschule zu machen. Als ich gehört habe, wie furchtlos Sie dem Könige Alles entdeckt und wie Sie den Wölfen, welche Ihnen Fangeisen stellten, die Larve abgezogen haben, da lachte mir das Herz und ich umarmte meine schlimmsten Feinde, welche schon seit Jahr und Tag in meinem Schuldbuche stehen. Und das bin ich nicht allein. Das

ganze Land jubelt auf und weint vor Freuden und Alles sagt, unsere Lola; ja, in der That, Sie haben sich um das ganze Bayerische Volk verdient gemacht, daß es mit Recht sagen kann: unsere Lola.

Und dafür sein Sie und unser guter König hundertfach gesegnet und wenn Sie einmal unserer bedürfen, dann denken Sie nur, daß wir in Ihrer Schuld stehen, und fahren Sie so fort, dann wird das ganze Land sich eine Ehre daraus machen, Sie als seine liebste, beste Bürgerin zu betrachten.

Der Bürger H. K....
für sich und im Namen vieler Anderer.

Bei diesen beiden Briefen blieb es aber nicht, ich führe nur diese beiden an, weil sie nach verschiedenen Richtungen auslaufend, das bayerische Volk und die damalige Volksstimmung charakterisiren. Ich habe außer diesen beiden Briefen noch eine Menge Zuschriften erhalten, von welchen die meisten die Gesinnung des zweiten Briefes hatten, doch kann ich nicht leugnen, daß auch in Art des ersten Briefes, nur in einer noch etwas gröberen Form, noch einige an mich gerichtet wurden. Ich habe dem Könige natürlich nur diejenigen gezeigt, welche ihm besonders angenehm sein mußten, ich muß aber zugleich, sagen, daß, wie grob und gemein die Sprache auch immer war, in welcher bayerische Bürger an mich schrieben, doch niemals die Ehrfurcht gegen den König außer Augen gelassen wurde, und ich bestätige nochmals, daß, so traurig auch die Erfahrungen waren, welche ich in Deutschland gemacht habe, ich doch gefunden habe, daß es in der ganzen Welt kein loyalers Volk giebt, als das Deutsche.

Mögen die Könige und Fürsten, welche heut Deutschland regieren, stets diese Erfahrung bestätigt finden.
